12
3. MÄRZHEFT 1967
zb
ZEIT IM BILD

DER KURGAST IST KÖNIG

Außerordentliche Sprechstunde bei Chefarzt Genossen Dr. Weber

FRÜHLING AUS MENSCHENHAND

Ein populärwissenschaftlicher Beitrag aus der Sowjetunion

0,30 MDN

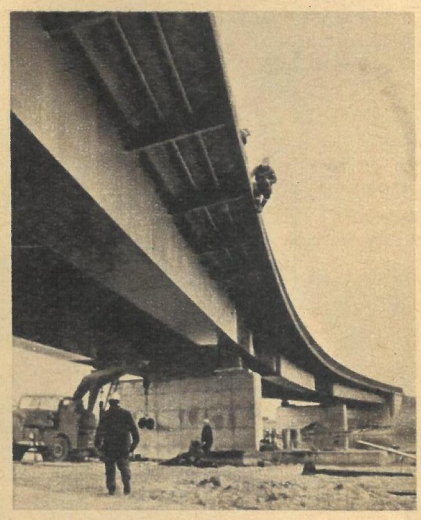
Das trägt man im Frühjahr 1967

Foto: Hillmer

Elektrische Lokomotiven haben ihren dampfbetriebenen Schwestern längst den Rang abgelaufen. Jedoch nicht im Dampflok-Modellbau. Dieses „Fahrzeug", in Tokio gebaut, zieht fünf Personen im Elf-Stundenkilometer-Tempo. Die Lok mißt 1,22 Meter Länge, wiegt 48,6 Kilogramm und ist technisch wie eine normale Dampflok ausgerüstet.

Eine Regierungsdelegation der DDR reiste Ende Februar nach Genf. Sie ist „nach Kräften bemüht, den Abschluß eines Vertrages über die Nichtweiterverbreitung von Kernwaffen zu fördern und den 18-Staaten-Abrüstungsausschuß in seiner darauf gerichteten Arbeit zu unterstützen", erklärte Georg Stibi das Ziel der DDR-Mission.

Ein Vertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand zwischen der Volksrepublik Polen und der ČSSR wurde in Warschau unterzeichnet. Dieses Abkommen – auf der Basis des Warschauer Vertrages und gestützt auf die Freundschaft mit der Sowjetunion – ist eine entschiedene Zurückweisung der Pläne der Bonner Revanchisten.



164 Meter lang und 12 Meter breit ist die neue Peenebrücke in Jarmen, Kreis Demmin. Das Bauwerk hilft, den Verkehr auf der wichtigen Transitstraße Saßnitz–Neustrelitz–Berlin zügiger zu gestalten. Die Bauarbeiten sollen im August dieses Jahres abgeschlossen sein.

Minusgrade und schneebedeckte Palmen gibt es nur ganz selten in der Schwarzmeerstadt Batumi. Vielleicht hat sich die weiße Pracht in der Gegend geirrt, und wir warteten deshalb so oft vergeblich. Die Sonne hat übrigens das meteorologische „Versehen" schnell wieder korrigiert.

Fotos: Zentralbild

Prager Chefredakteur Egon Busch zur Bonner Ostpolitik

Nie vergessen, mit wem man es zu tun hat!

Im März 1939 annektierte das Hitlerregime große Gebiete der heutigen ČSSR und schuf das Protektorat Böhmen und Mähren. Wenige Monate zuvor, am 30. September 1938, waren durch das Schanddiktat von München westliche und nördliche Grenzgebiete als Sudetengau Deutschland einverleibt worden.

Die ČSSR hat heute zwei deutsche Nachbarstaaten. Brüderliche und freundschaftliche Beziehungen verbindet sie mit der souveränen sozialistischen DDR. Wie die Bonner Ostpolitik in der ČSSR beurteilt wird, dazu äußert sich Egon Busch, Chefredakteur der Monatszeitschrift „Internationale Politik" in Prag:

Die ČSSR ist an der Normalisierung ihrer Beziehungen zur Bundesrepublik interessiert. Wir weichen weder auf wirtschaftlichem noch auf kulturellem Gebiet einem Austausch aus. Wir konfrontieren die bescheidenen positiven Erscheinungen in unseren Beziehungen zur Bundesrepublik allerdings mit dem Grundinhalt ihrer Ostpolitik. Der ist durch revanchistische Regierungserklärungen in Verbindung mit atomaren Ambitionen der Militaristen genügend gekennzeichnet. Die Forderung, die Bonner Regierung möge erklären, das sogenannte Münchener Abkommen von 1938 sei null und nichtig von Anbeginn, trägt unserer Gesamteinschätzung der Lage in Westdeutschland Rechnung.

Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß die ČSSR grundsätzlich alles ablehnt, was die Interessen ihrer sozialistischen Verbündeten beeinträchtigen könnte. Es ist bekannt, daß die Bonner Propaganda versucht, Mißverständnisse zwischen der ČSSR und der DDR zu konstruieren und Zwietracht zu säen. Derlei Versuche sind geradezu lächerlich und werden hier nur als zusätzlicher Beweis bösen Willens auf westdeutscher Seite gewertet.

Es liegt auf der Hand, daß die Bundesrepublik in den Prozeß einer Lösung der Frage der gesamteuropäischen Sicherheit einbezogen werden muß. Dies kann natürlich nur erfolgen, wenn sie ihre strategischen Pläne grundlegend ändert. Eine Normalisierung der tschechoslowakisch - westdeutschen Beziehungen unter diesen Voraussetzungen müßte unter anderem das Ende der Hallstein-Doktrin bedeuten und mit ihr das Ende der unsinnigen revanchistischen Alleinvertretungsanmaßung Bonns.

Das Wegräumen derartiger politischer Versteinerungen aus der Zeit des kalten Krieges kann sich günstig auswirken, vorausgesetzt, daß man nie vergißt, mit wem man es zu tun hat. Niemand kann uns verübeln, daß wir nach unseren unmittelbaren historischen Erfahrungen mit den drei bisherigen Varianten des deutschen Imperialismus – der Wilhelminischen, der faschistischen und der Bonner Variante – äußerste Vorsicht walten lassen.

Ohne Bewegung der politischen Szene in Bonn ist eine Änderung zum Besseren unwahrscheinlich. Um die bescheidensten Keime einer solchen aus der Ernüchterung erwachsenden Bewegung zu unterstützen, ist auch auf unserer Seite Bewegung nützlich. Sie ist auch real, dank unserem Selbstvertrauen und dem Vertrauen, das wir in die sozialistischen Bruderländer setzen.

Aus Panorama

Chefredakteur Egon Busch, Prag

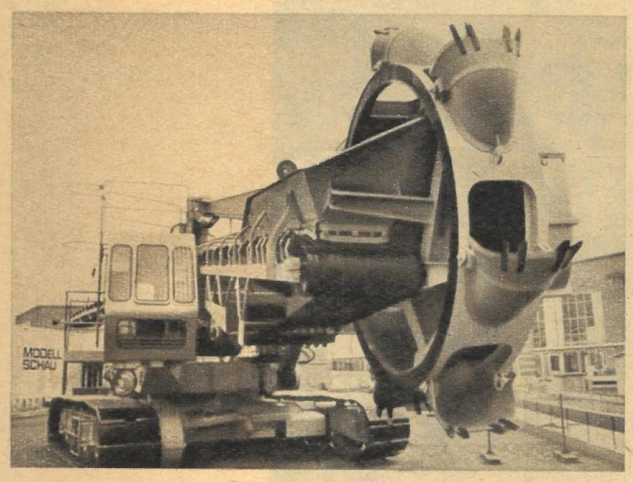
Propagandaschriften zum „Sudetendeutschen Tag" in München im Juni 1966

Fotos: Panorama, Zentralbild

Leipziger Frühjahrsmesse 1967: Ausdruck der weltoffenen Handelspolitik unseres souveränen Staates

Magnet des Welthandels

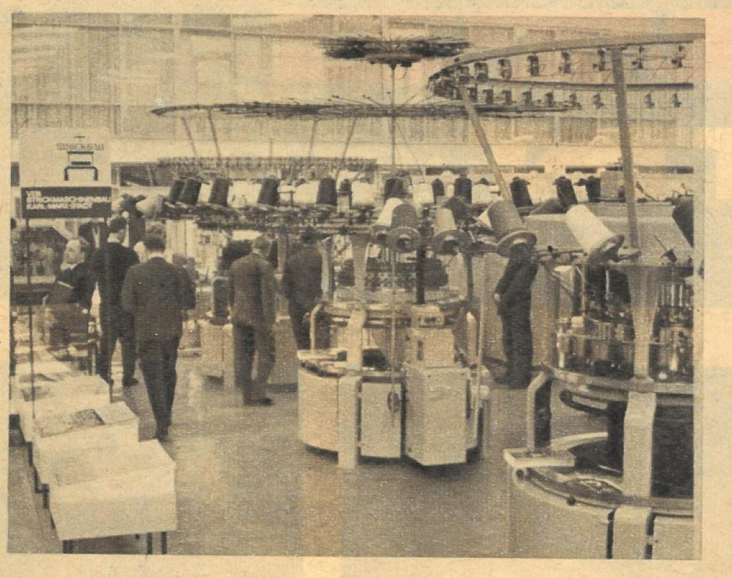
10 330 Aussteller aus 70 Ländern zeigen auf 355 621 Quadratmetern in 60 Messebranchen ihre Spitzenleistungen. Die DDR, ebenfalls in allen Branchen vertreten, bietet 130 000 Qualitätserzeugnisse an, und der größte Auslandsaussteller, die UdSSR, wartet mit 12 000 Erzeugnissen aus über 400 Exportbetrieben auf. 18 Regierungsdelegationen waren am Eröffnungstag in der Messestadt eingetroffen, die eine halbe Million Besucher aus 90 Staaten in diesen zehn Tagen erwartet. Neue Impulse für die internationale Zusammenarbeit gehen von hier aus.



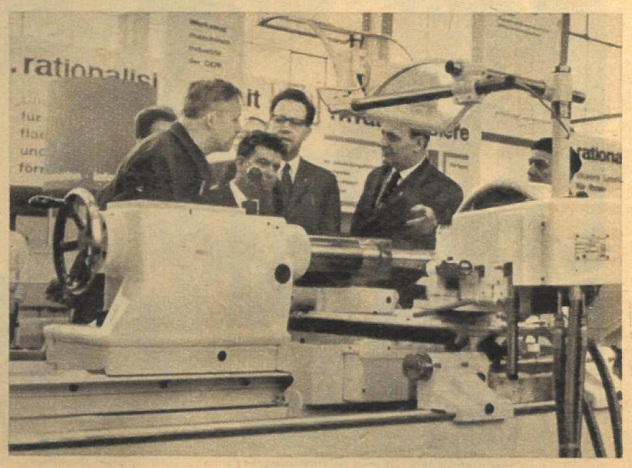
▲ **Der traditionelle Rundgang des Staatsratsvorsitzenden der DDR, Walter Ulbricht, und seiner Begleitung brachte zahlreiche Gespräche mit in- und ausländischen Ausstellern. Walter Ulbricht fand Worte der Anerkennung für die Erzeugnisse unserer Industrie und machte in persönlichen Unterredungen an zahlreichen ausländischen Messeständen auf die großen Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit der DDR aufmerksam.**

Fotos: Zentralbild

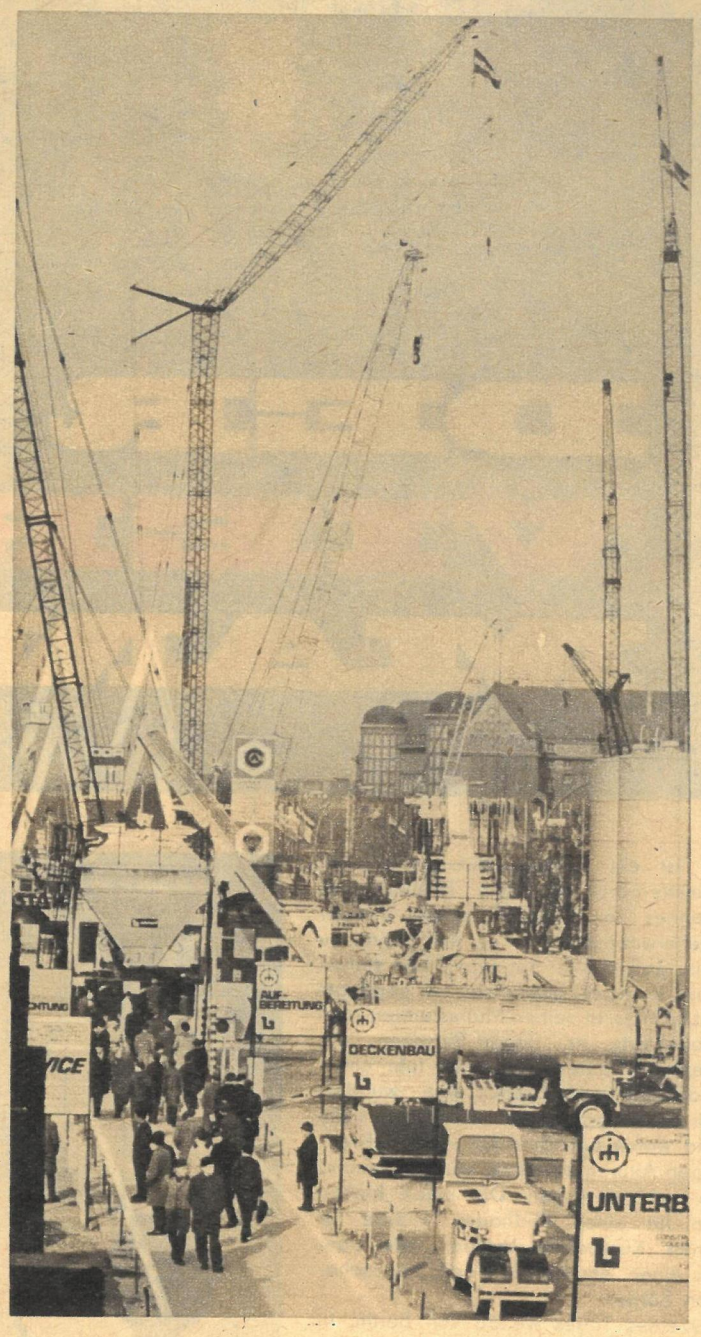
Hohes Leistungsvermögen und universelle Einsatzmöglichkeiten zeichnen den dieselelektrischen Kleinschaufelbagger SRs 130 aus, der zu den Spitzenerzeugnissen des VEB Schwermaschinenbau Lauchhammer gehört.



Die Großrundstrickmaschinen des VEB Strickmaschinen Karl-Marx-Stadt, auf denen verschiedene Arten von Gestricken für Oberbekleidung gefertigt werden können, sind Anziehungspunkt der Kunden des In- und Auslandes. ▶



DC 630 × 100 HV NC ist die Typenbezeichnung dieser Zugspindeldrehmaschine aus dem VEB Großdrehmaschinenbau „8. Mai". Mit numerischer Schneckensteuerung ausgestattet, entspricht sie ebenso den Wünschen und Anforderungen der Kunden, wie überhaupt vom Maschinenbau der DDR auf dieser Messe neue Maßstäbe für sein international anerkanntes Leistungsvermögen gesetzt werden.



Komplexe Anlagen, wie diese Straßenbaumaschinen, bestimmen mehr und mehr die Orientierung des Weltmarktes. Das umfassende Angebot und die darin enthaltenen Möglichkeiten internationaler Kooperationsbeziehungen bieten, vom Leipziger Messegeschehen ausgehend, viele neue Aspekte für unsere Handelspartner, denen die politische und wirtschaftliche Stabilität der DDR den gegenseitigen Vorteil garantiert.

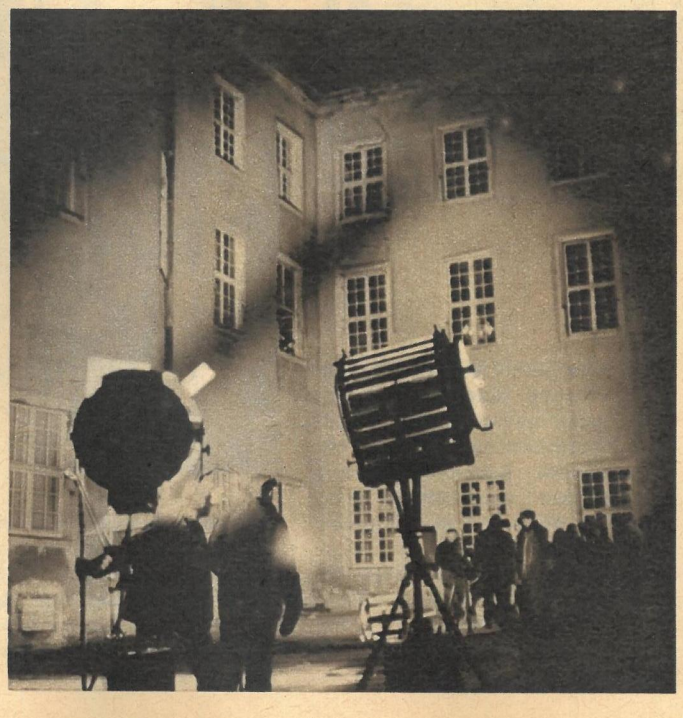
Dreharbeiten für die 27. Folge der Blaulicht-Reihe. Das gespenstische Dunkel der Nacht, wie es das Drehbuch vorschreibt, muß für die Kamera mit Scheinwerfern aufgehellt werden. Eine waghalsige Kletterpartie wird geprobt und gedreht. Der „zweite Mann" (Klaus Piontek) ist auf der Flucht mit dem geraubten Gut. Wer aber sind die Hintermänner dieses gezielten Kunstraubes?

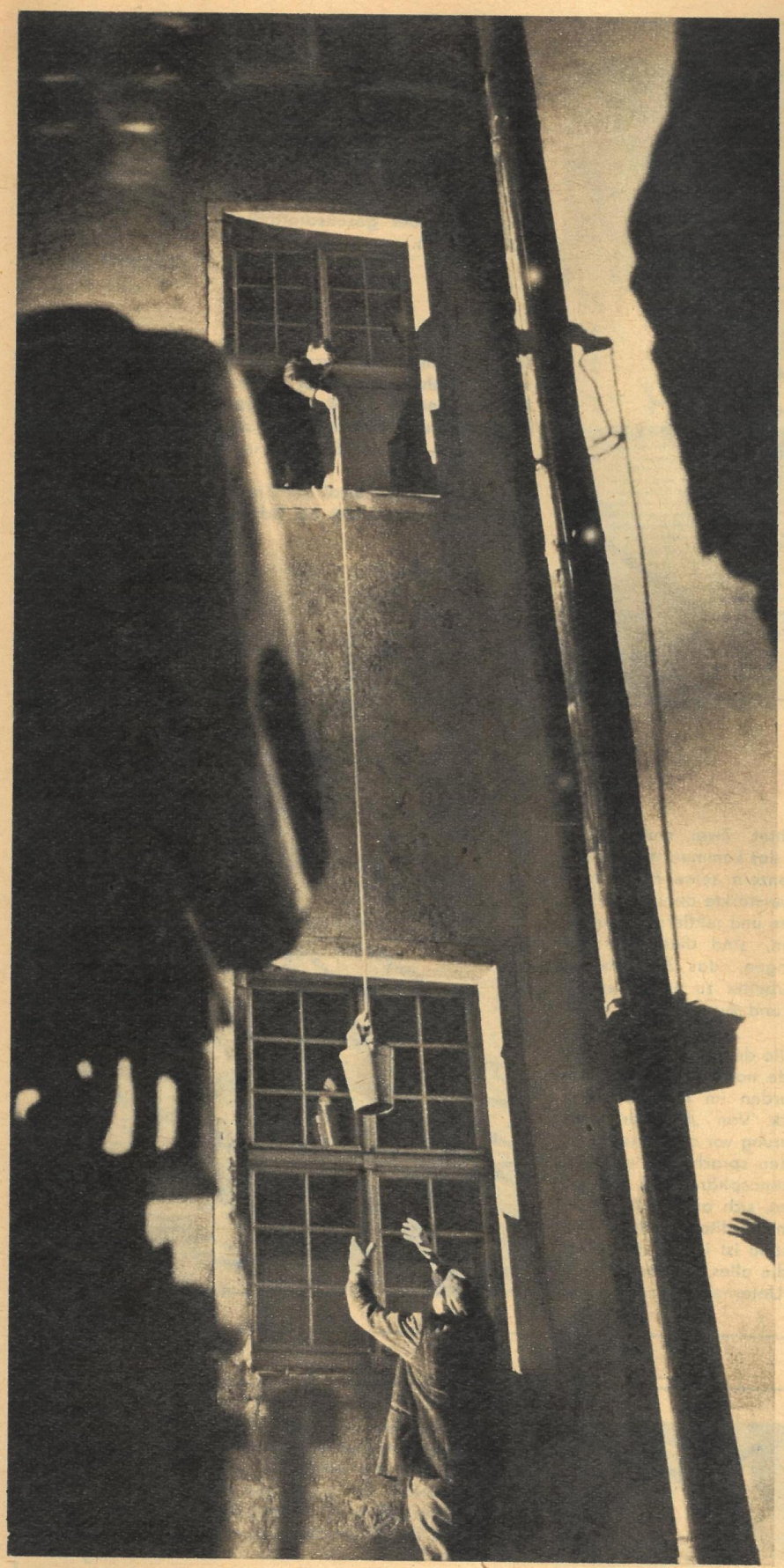
DER VIERTE MANN

Fotos: Volkmar Billeb

Er ist ein seriöser Endvierziger, mit Künstlerbart und dem Habitus des Mannes von Welt. In seiner Berliner Atelierwohnung gibt er, um genau zu sein, gab er – er hat inzwischen seinen Aufenthaltsort gewechselt – gepflegte Jazz-Partys. In seinen Mußestunden aber modellierte er Popart-Plastiken, die niemand kaufen wollte. Er fuhr einen Wartburg und besaß eine wunderschöne Dogge, doch wovon er lebte und woher das Geld für seine aufwendigen Allüren stammte, wußte niemand so recht zu sagen. Die einen hielten ihn für einen Bildhauer, andere für einen Kunstwissenschaftler, alle aber für einen ehrenwerten und angesehenen Bürger.

Bis eines Tages weitab von Berlin, in einem thüringischen Dorf ein schweres Verbrechen verübt wurde. Der Küster der kleinen Dorfkirche, deren Dachstuhl gerade renoviert wurde, erwachte nachts von ungewöhnlichen Geräuschen auf dem Boden der Küsterei. Nichts Böses ahnend, zog der Mann seinen Morgenrock über, überlegte zwar einen





Manfred Mosblech (links), jahrelang Regieassistent der Blaulicht-Reihe, führt hier zum zweiten Male sicher und geschickt Regie.

Die letzte Klappe dieser Drehnacht ist gefallen, die Arbeit beendet. Schon beginnen die Männer hinter der Kamera mit dem Abbau (rechts).

Moment, ob er nicht lieber die Volkspolizei alarmieren solle, ging dann aber furchtlos die Stiegen der Bodenleiter hinauf, öffnete die Klappe der Bodenluke und sah überrascht, daß drei junge Burschen dabei waren, abgestellte, uralte wertvolle Apostelfiguren zu verpacken. Ehe der Küster sie zur Rede stellen konnte, warf einer der Burschen den Lukendeckel wieder zu, ein spitzer Eisendorn, der zum Verschließen der Luke diente, traf mit voller Wucht den Kopf des alten Mannes. Unerkannt entkamen die drei Burschen. Erst Wochen später konnte die Mordkommission der Volkspolizei einen von ihnen fassen. Den harmlosesten und unschuldigsten natürlich, wie er immer wieder hoch und heilig beteuerte. Mit dem Verbrechen an dem Küster habe er nicht das mindeste zu schaffen, seine Aufgabe sei es nur gewesen, auf dem Kirchplatz Schmiere zu stehen und die Apostelfiguren in Empfang zu nehmen. Immerhin wußte er aber, daß die Apostel für einen „Doktor" in Berlin bestimmt waren.

Die Diebstähle der Bande aber gingen bald weiter. Nicht mehr Kirchen, dafür aber kleinere Museen in ländlichen Gegenden wurden fortan heimgesucht. Aus ungesicherten Vitrinen wurden nachts wertvolle Porzellane geraubt und bei Nacht und Nebel abtransportiert. Gerade die gediegene Fachkenntnis der Räuber brachte die Volkspolizei schließlich auf die richtige Fährte.

Wie? Das werden Sie Ostermontag 20 Uhr auf Ihrem Bildschirm erleben. Wie immer sind dabei: Bruno Carstens, Alexander Papendieck, Horst Torka und Klaus Piontek, Dietmar Richter-Reinick, Hans-Georg Voigt, Helmuth Schreiber und Barbara Dittus unter der Regie von Manfred Mosblech.

Von mir aber können Sie in „Zeit im Bild" im Sommer dieses Jahres wieder die fünfte Folge der „Kriminalfälle ohne Beispiel" lesen. Und bis dahin verbleibe ich Ihnen sehr herzlich

Ihr Günter Prochnow

Dino Pelliccia (ADN), Rom

Das Drama von Toskana

Pontedera ist nach Pisa eines der größten Industriezentren der toskanischen Region. Es hat etwa 30 000 Einwohner und beherbergt viele Industrie- und Handelsunternehmen. Diese gruppieren sich um den Piaggio-Konzern, der über 20 000 Arbeiter beschäftigt, die nicht nur aus Pontedera kommen, sondern auch aus Pisa, Lucca, Viareggio und Florenz. Neben Florenz und Gresseto wurde das Gebiet von Pontedera von den Überschwemmungen im November vorigen Jahres am stärksten betroffen. Dabei wurden zahlreiche kleinere und mittlere Fabriken zerstört, die Anlagen des Piaggio-Werkes beschädigt, mehrere hundert Geschäfte verwüstet, 849 Wohnungen unbenutzbar gemacht und andere öffentliche Einrichtungen schwer in Mitleidenschaft gezogen. Arbeiter eilten als erste in die Werksanlagen, um die Maschinen vom Schlamm zu befreien und die Produktion wieder in Gang zu bringen. Vor der Katastrophe waren bei Piaggio schon seit über zwei Jahren Entlassungen erfolgt – bei gleichzeitiger Produktionssteigerung! Auf Kosten der Arbeiter wurden einträglichere Fabriken in Spanien, Belgien, Indien und Westdeutschland errichtet. Zwar mußte unter dem Druck der Arbeiter und des kommunistisch-sozialistischen Stadtrates der Konzern seine Rekonstruktionspläne ändern, aber er verstärkte dennoch seinen Druck auf die vielen kleineren und mittleren Betriebe. Um fortbestehen zu können, sind diese Betriebe gleichfalls dazu übergegangen, das Arbeitstempo zügellos zu steigern und Arbeiter zu entlassen. Sie haben moderne Maschinen und Ausrüstungen angeschafft.

Gegen die drohende Flutwelle der sozialen Unsicherheit scheint aber hierzulande noch keine Kraft auszureichen. Die Wechsel wurden im Februar fällig, die Aufträge gingen zurück. Von „Krediterleichterungen", über die die Regierung vor der Beseitigung der Überschwemmungsschäden sprach, war nichts zu spüren. In dieser Konkursatmosphäre sind die genannten Betriebe gezwungen, sich auch noch gegen die Konkurrenz der großen norditalienischen Konzerne zu wehren. Halb Toskana ist in Angst versetzt. Der Lohn für die Arbeiter, die alles gegeben haben, die Fabriken zu blühenden Unternehmen zu machen, und ihr Leben riskierten, um die Arbeitsplätze vor den Sturm- und Wasserschäden zu retten, wird nun gezahlt: Sie sind oftmals gezwungen, Familie und Heimatort zu verlassen, ohne zu wissen, wie ihre Probleme einmal gelöst werden. Es fehlt nicht an Stimmen, die die Eindämmung der drohenden Flut nur durch einen Wall einer politischen und sozialen Erneuerung der gesellschaftlichen Struktur in ganz Italien sehen.

Fotos: Archiv

Die schlimmste Hochwasserkatastrophe seit 700 Jahren suchte im Spätherbst 1966 Italien heim. In der Region Toskana, in Florenz und Gresseto, war sie besonders dort verheerend, wo der Era-Fluß in den Arno mündet.
Unten: Vor dem Portal der Kirche Santa Croce in Florenz türmten sich die Schlammassen meterhoch.

E. Tautz (ADN), Budapest

Hast du Paprika im Haus...

Rot ist hier alles! Der Rücken des Transportarbeiters, Säcke, Anlagen, Gehwege. Rot von dem Pulver, das in dichtem Strahl durch die dicken Glasrohre der Mühlen schießt. Rot gestrichen scheinen die Wände in den Arbeitsräumen, die Hände und die Kittel der Frauen an den Verpackungsmaschinen zu sein.

Rund ein Gramm von diesem roten Pulver täglich verbraucht der Ungar. Es gehört zu dem Land wie der Tokajer und die Salami. Im südungarischen Szeged versichert man mir, daß Paprika keine Konkurrenz des Pfeffers ist. Er ist ein eigenständiges Gewürz. Geschmack, Aroma, Vitamine, Farbe und Schärfe (sieben Farbstufen und Schärfesorten von 0 bis 60 Grad), diese Eigenschaften besitzt kein anderes Gewürz, das erklärt, weshalb der Verbrauch in der Welt – nicht nur in der DDR – zunimmt.

Die Perspektive der hundertjährigen ungarischen Paprikaindustrie scheint gesichert zu sein. Die neueste Eroberung ist Japan. Die ungarischen Sportler holten sich dort olympischen Lorbeer und ließen die Sehnsucht nach Szegeder Paprika zurück. Bei so bedeutenden Eroberungen kann die Industrie natürlich florieren. Zwanzig Prozent Zuwachs planen die Szegeder für die nächsten fünf Jahre. Und niemand in der Welt kann ihnen die scharfen Sachen so richtig nachmachen. Die Kunst der Paprikaherstellung ist ein tief und gut gehütetes Geheimnis. Einem Geheimnis bin ich nachgegangen. Ganz kluge Kenner sagten mir, hast du Paprika im Haus, bleibt der Schnupfen aus. Allerdings, wie man diese lästige Krankheit damit heilen kann, das konnte man mir in Szeged auch nicht sagen. Es ist aber für jeden Arbeiter hier ein offenes Geheimnis: Dort, wo man mit scharfem Paprika arbeitet, gibt es tatsächlich keinen Schnupfen.

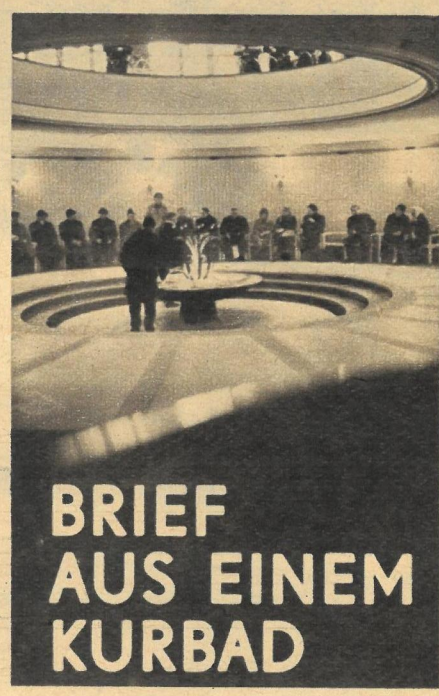
Fotos: Archiv

Marienquelle und vormittägliche Brunnenkur – Teile einer kostspieligen Behandlung. Damit die „Extravaganzen" zum Allgemeingut wurden, arbeiten wir am Aufbau des Sozialismus. In diesem Zusammenhang ließen sich für Gerhard Kast, Herbert Middelstädt und Margot Bäz, die Krankenschwester, viele andere Namen finden, die zu Menschen gehören, die genauso denken und handeln: als Mitglieder des sozialistischen Gemeinwesens, zum Wohle ihres Staates. Einer aus dem Heer jener Millionen ist Dr. Ulrich Weber, Genosse und Chefarzt im Staatsbad Elster. Er empfing uns zur außerordentlichen Sprechstunde.

BRIEF AUS EINEM KURBAD

Liebe Redaktion!

Kaum in Elster angekommen, ließ der Herr Chefarzt bitten. Die Aufforderung kam von seiner Sekretärin, und ich hatte das Gefühl, daß sie uns mißtrauisch musterte, weil wir als Gesunde zum Arzt wollten und seine kostbare Zeit beanspruchten. Das klingelnde Telefon gab ihr recht. Dr. Weber kann in vielen Eigenschaften angerufen werden: als Chefarzt der rheumatologischen Abteilung im Sanatorium „Karl-Marx-Hof", als stellvertretender ärztlicher Direktor der Staatsbäder Elster und Brambach, als Mitglied der zentralen Parteileitung. Das Telefonat zieht sich in die Länge. Inzwischen genießen wir vom vierten Stock des Sanatoriums die Aussicht. Vom Zimmer des Chefarztes hat man einen guten Überblick.
Das also ist sein Wirkungsgebiet. Eine von bewaldeten Hängen eingerahmte Stadt mit knapp dreieinhalbtausend Einwohnern, Villen, Sanatorien, Geschäften, dem im Baustil der Jahrhundertwende errichteten Badehaus, ein

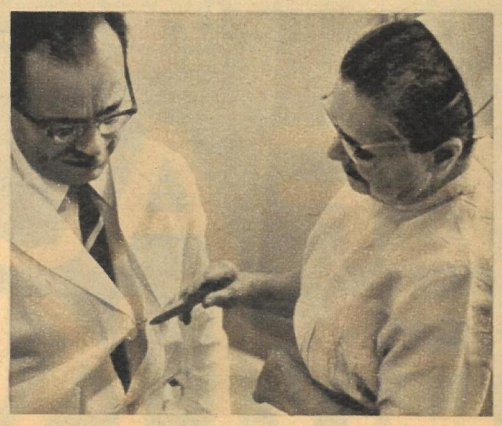


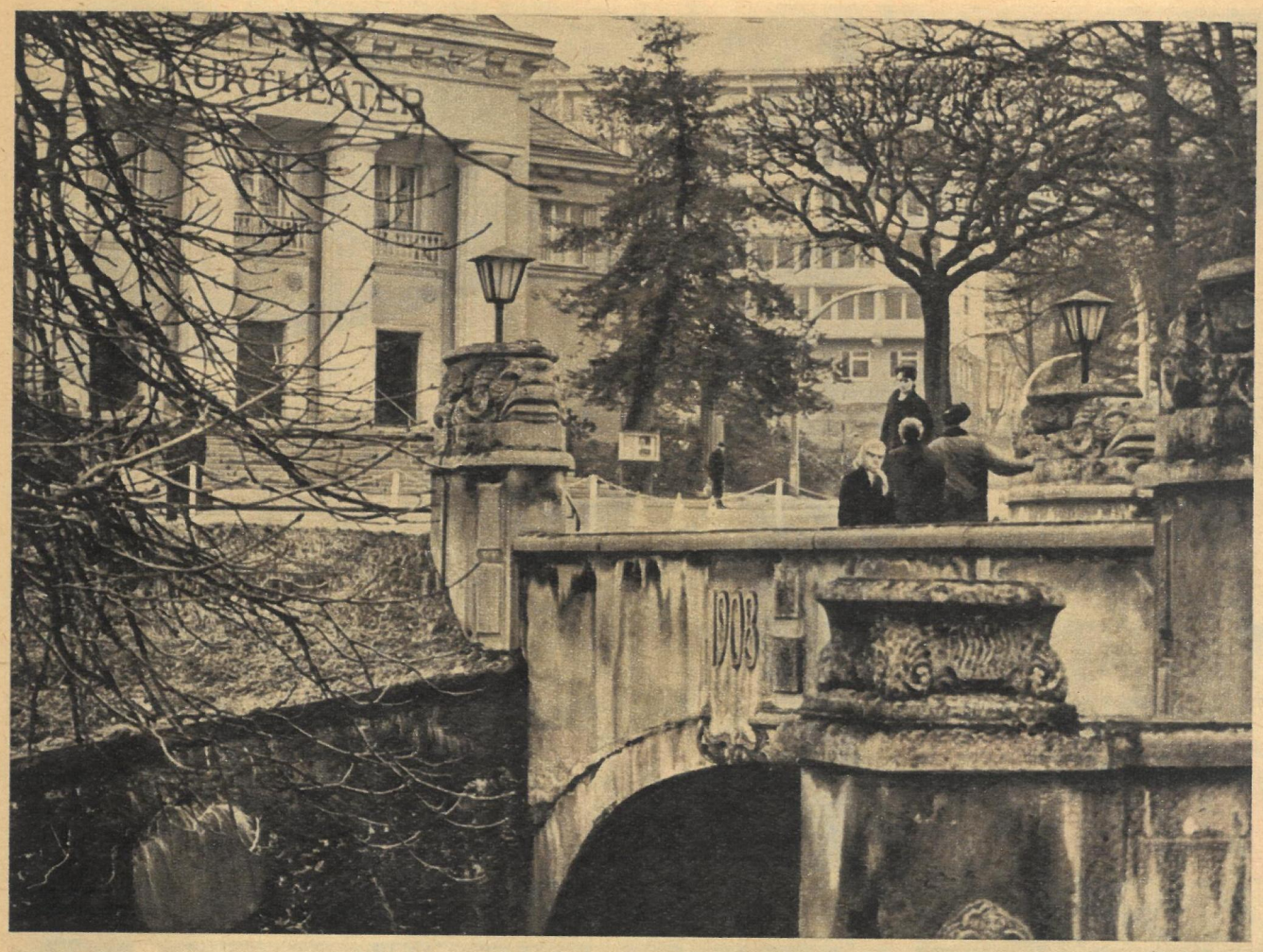
BRIEF AUS EINEM KURBAD

paar Straßen. Mitten durch das Tal plätschert geschäftig die Weiße Elster, dem dazugehörenden Gebirge und der Stadt ihren Namen gebend. Die Patienten schlendern vor- und nachmittags zur Marienquelle, trinken die aus verschiedenen glänzenden Hähnen in einen getriebenen Kupferkessel perlenden Mineralwässer, kalt oder überschlagen, ganz wie es der Arzt verordnet. Betreffs ihres Geschmackes (gemeint ist die Quelle) können wir nicht urteilen, denn das Wasser der Marie wird nur auf Kurkarte ausgeschenkt.
Überzeichnen wir die Situation: Die Zeiten kommen und gehen, das Rheuma bleibt. Mit ihm die Herz- und Kreislaufkrankheiten, die Wehwehchen im Oberbauch, der nicht funktionierende Stoffwechsel, gynäkologische Beschwerden. So und nicht anders scheint der klassische Kurbetrieb. Als stumme Zeugen unterstützen Villen aus der Gründerzeit mit ihren Namen die Tradition. Da geht es quer durch die griechisch-römische Mythologie, und die kurbedürftigen Werktätigen betten ihre müden Häupter in Häusern zum Schlaf, die vielleicht Aphrodite, Diana, Apollo oder so ähnlich heißen. Manchmal sind die Namen schon etwas verblichen. Verständlich, denn die griechischen Götter sind weit und die Zeiten des kapitalistischen Modebadbetriebes fern und bei vielen – Äskulap sei Dank – auch vergessen.

Trotzdem setzte sich das Neue (sprich: sozialistischer, wissenschaftlich geleiteter Kurbetrieb) nicht so konfliktlos durch wie vielleicht die Wässer der zahlreichen Quellen, die einfach da waren. Dr. Weber sagte diesbezüglich einmal zu Obermedizinalrat Dr. Michalik, dem Ärztlichen Direktor des Staatsbades: „Zuweilen kam ich mir vor, als hätte ich im Sand eine Spur vorgetreten, und wenn ich mich umsah, war sie bereits vom Winde verweht. Dann reihten sich die ersten in die Spur ein, und ganz allmählich wurde aus der anfänglichen Spur ein Weg."
Ganz am Anfang. Für uns also 1945. Zu dieser Zeit war Dr. Weber kein Arzt. Er war Soldat, Soldat Ulrich Weber, Sohn

Nur ein harmonisches Kollektiv gewährleistet im Kur- und Bäderwesen, daß sich der Patient wohl fühlt. Andere Faktoren ausgeklammert, muß das optimale Heilergebnis unter diesem Aspekt garantiert sein.
Deshalb ist die Thorax-Betrachtung mehr als ein Symbolfoto (oben): Der erfahrene Chefarzt im Arbeitsgespräch mit jungen Medizinerinnen. Gleiches gilt im erweiterten Maße für die Chef-Visiten.
Neben der Stationsärztin, der Abteilungs- und Stationsschwester nimmt die behandelnde Physiotherapeutin am Krankenbesuch teil (rechts außen). – Die Wirkungsweise des Kollektivs kann man auch daran ermessen, inwieweit sich die einzelnen Mitglieder zu schöpferischer Initiative angeregt fühlen. Wie Kurgäste, bei denen die Fingergelenke versteift sind, sich allein ankleiden können, zeigt ein von Schwester Luise erdachter Knöpfapparat.





Jährlich weilen in den Staatsbädern Elster und Brambach etwa 30 000 Kurgäste. Andere Institutionen erschweren jedoch oft die Arbeit des Staatsbades. So irrt sich das Reisebüro, wenn es glaubt, daß seine touristischen Wochenendfahrten nach Elster ein „ganz neues Kurgefühl" schaffen.

Nicht nur in der rheumatologischen Abteilung bemüht man sich, die Linie zwischen Pflicht (oben) und Freizeit zu verwischen. Dazu gehören die wie Spiel aussehende Gruppengymnastik und das Anfertigen von Handarbeiten, um die erkrankten Gelenke geschmeidig zu machen. Trotzdem sollte der Patient seine Kur nicht als Zusatzurlaub werten.

eines Mannes, der seit 1910 in der SPD war, wohnhaft in Berlin-Tempelhof. Nach dem Krieg baute er mit seinem Vater und anderen Genossen die zerschlagene Parteigruppe wieder auf, war aktiv in der Jugendarbeit und Gast des Vereinigungsparteitages 1946. 1948 zog seine Familie in den demokratischen Sektor, 1951 Staatsexamen an der Humboldt-Universität, dann bis 1965 als Arzt an einem Berliner Krankenhaus, zuletzt physiotherapeutische Abteilung, mit dieser Gruppe als Kollektiv der sozialistischen Arbeit ausgezeichnet, ab 1. April 1965 in Bad Elster, verheiratet, zwei Töchter.

Der aufmerksame Leser hat längst bemerkt, daß wir bereits die ersten Striche unseres Arztporträts zeichnen. Die Fakten aus dem Privatleben kommen stokkend, man muß alles einzeln abfragen. Erst als wir im fachlichen Fahrwasser segeln und die Begriffe Spezialisierung, Profilierung und Leitkurort fallen, sprudelt die Informationsquelle.

Verschiedentlich betritt eine Mitarbeiterin das Zimmer, und alle wundern sich, daß nicht mindestens einer von uns auf dem Untersuchungsbett liegt, das weiß und unbenutzt an der Wand steht. Aber hier sind ja die Rollen vertauscht. Nicht er fragt uns, sondern wir ihn. Abteilungsschwester Lotti hilft bei der Diagnose: „Dr. Weber verlangt viel von uns, das meiste von sich selbst. Er ist gerecht, zurückhaltend, aber auf sein Ziel hält er direkt zu."

Das merkten wir, als wir einer Belegschaftsversammlung beiwohnten. Thema: Wettbewerb und Verpflichtungsbewegung. Der Eingeweihte weiß, daß dies im Gesundheitswesen ein heikles Thema ist. Was und wie soll man vergleichen? Der Genesungsprozeß läßt sich nicht einplanen, soviel Kurpatienten, soviel verschiedene Heilreaktionen. Doch es gibt schon Möglichkeiten, und Dr. Weber steuert seine vier Stationen sehr zielbewußt, hilft unauffällig den Schwächeren, dämpft Überspitzungen. Da geht es um die ökonomische Auslastung der Masseure und Physiotherapeuten, die Gruppengymnastik der Patienten, um den Erfahrungsaustausch mit tschechoslowakischen Einrichtungen, den Patenschaftsvertrag mit der Schule, Vorträge zur gesunden Lebensführung usw. Das Motto des Wettbewerbes: Der Kurgast ist König.

„Allerdings", so erklärt uns der Chefarzt, „war die Vergleichsbewegung erst mit der Profilierung möglich. Früher wurde zwar das gleiche in Elster behandelt wie heute, aber alles durcheinander. Da lag der Schwerkranke neben dem Leichtkranken, der Rheumatiker teilte das Zimmer mit einem Herzleidenden. Die Patienten wurden einquartiert, wo was frei war. In den Außenbetten (Vertragshäuser, zum Teil privat) erfolgte keine ärztliche Kontrolle. Die Masseure waren in einem Komplex untergebracht, Arzt und Masseur behandelten den Kranken anonym. Das heißt, der Arzt ordnete Massagen an, wußte aber nicht, welcher Masseur sie ausführen würde, was er für eine Meinung hatte und dergleichen mehr. Seit einiger Zeit werden die Krankheiten nach Abteilungen geordnet, im Karl-Marx-Hof zum Beispiel sind nur noch Herz- und Rheumaleidende. Auch die Außenbetten wurden in diese Spezialisierung einbezogen. Früher behandelte der Chefarzt eines Heimes vielleicht acht verschiedene Krankheiten; ein optimaler Kurerfolg war nicht garantiert. Nun ist es möglich, versierte Fachkräfte nach Elster zu ziehen."

Dr. Weber schöpft Atem, dann geht es weiter: „Jetzt habe ich unter anderem die Krankengymnasten und Masseure im Haus, sie nehmen an den Visiten teil. Der erste Schritt jedoch war die aus der Klinik übernommene Einteilung in A-, B- und C-Betten (Grad der Pflegebedürftigkeit). Nur so konnte ich meine Schwestern rationell einsetzen. Nicht zuletzt fordert dies einen höheren Grad der Kollektivität, des Mitdenkens und der gemeinsamen Verantwortlichkeit – Maximen, wie sie auf dem Dresdner Schwesternkongreß zum Ausdruck kamen."

Der Genosse Chefarzt hält inne und denkt einen Augenblick nach. Dann, sich erinnernd, erklärt er: „Natürlich hatte ich mit der Spezialisierung im Karl-Marx-Hof gute Startmöglichkeiten, und obendrein war von meinem Vorgänger das Nest schon etwas aufgeschüttelt. Ich bin also keineswegs alleiniger Initiator der Profilierung."

An dieser Stelle unterbrachen wir Dr. Weber, um die Verhältnisse klarzustellen, die sich nach unseren Recherchen so ergeben. Selbstverständlich kann einer allein die Profilierung, die ein Beschluß des Gesundheitsministeriums ist, nicht durchführen, nicht mal durchboxen. Doch Dr. Weber ist einer der rastlosen Menschen, die alles in Bewegung setzen. In hervorragender Weise wird er dabei von Obermedizinalrat Genossen Dr. Michalik und vielen anderen Ärzten und Mitarbeitern des Gesundheitswesens unterstützt. Wenn wir 1966 das Jahr mit dem geringsten Krankenstand hatten, so ist das mit diesen Männern zu danken, die in unserem souveränen sozialistischen Staat das Gesundheitswesen leiten und lenken. Und darauf dürfen wir mit Recht stolz sein.

Herzliche Grüße in Wort (Wolfgang Winkler) und Bild (Paul Friedemann).

DIE ZWEITE REIHE

Neben dem Kampf der großen Vier um den Titel wird die diesjährige Eishockeyweltmeisterschaft eine weitere wichtige Entscheidung bringen. Die Nationalmannschaften, die heuer die ersten sechs Plätze belegen, werden in zwei Jahren in der A-Gruppe spielen. Nun hat unsere Nationalmannschaft einen wichtigen fünften Platz in den vergangenen Jahren schon mehrmals erkämpft und auch in diesem Jahr berechtigte Chancen darauf. Doch die Männer um Kapitän Ziesche wissen, daß sie auf den Platz fünf kein Abonnement haben und es in diesem Jahr schwerer denn je sein wird, gut abzuschneiden. Ob die DDR-Mannschaft in zwei Jahren in der A-Gruppe spielen wird oder nicht, eines ist heute schon gewiß: Einige unserer ältesten Nationalspieler werden 1969 nicht mehr dabeisein, werden ihren Platz an jüngere abgetreten haben. Aber wo sind die Jungen, die die Lücke schließen können?

In den letzten Wochen gaben zwei Ereignisse interessante Aufschlüsse über den Stand des Eishockeynachwuchses in der DDR. Die Jugendmannschaft von Dynamo Weißwasser holte sich den Titel eines Deutschen Jugendmeisters mit dem großartigen Punkt- und Torverhältnis von 50:6 beziehungsweise 320:80. Das 6. internationale Jugendturnier um den Glasmacherpokal gewann die Mannschaft von Djugarden IF aus Schweden vor den Weißwasseranern. Vorher schon hatte sich die schwedische Jugendauswahl unserer Jugend in zwei Länderspielen deutlich überlegen gezeigt. Der Jugendtrainer von Dynamo Weißwasser, Jürgen Johne, bemerkte dazu: „Die Spitzenmannschaften der Jugend haben bei ihrer Meisterschaft in unserer Republik oft noch zu schwache Gegner. Deshalb ist eine reale Einschätzung ihrer Spielstärke nicht leicht. Es ist für uns sehr wichtig, auch gegen renommierte Jugendmannschaften aus dem Ausland spielen zu können. Auf Klubebene fallen diese Vergleiche gar nicht so negativ aus, wie das Pokalturnier zeigte. Bei der Auswahl sieht das leider noch anders aus."

Eishockeytalente fallen auch in Weißwasser nicht vom Himmel. Deshalb geht man hier in der Lausitz planmäßig an die Ausbildung eines guten Nachwuchses heran. Das Spiel mit dem kleinen schwarzen Puck gehört im Winter zum Sportunterricht der Schulen; das Wilhelm-Pieck-Stadion steht zum Beispiel in den Ferien am Vormittag den Schülern offen. In der Nachbarschaft sind in der letzten Zeit einige Natureisbahnen geschaffen worden, in diesen Orten bestehen Trainingszentren für die Schüler und die Jugend, und manch guter Spieler ist von dort zu Dynamo delegiert worden. Schon bei den Jüngsten bilden die drei Elemente des Eishockeys – Schlittschuhlaufen, Stocktechnik und taktische Ausbildung – eine Einheit. Versuche mit Kindern der zweiten Klasse, das Eishockeyspiel von Grund auf zu lernen, haben zu guten Ergebnissen geführt. Hier will man weiter anknüpfen. Aus den Jugendmannschaften von Dynamo machen heute schon einige talentierte Spieler, wie der in den Meisterschaftsspielen der Männer eingesetzte Hartwig Schur oder der junge Huschto, ihre Anwartschaft auf einen Platz in der Nationalmannschaft geltend.

Trotz all dieser guten Ansätze in der Jugendarbeit aber bleibt der Fakt, daß die zweite Reihe im DDR-Eishockey noch zu dünn ist. Auch ein Zahlenvergleich aus den Länderspielen DDR-Jugend gegen Schwedens Jugend beweist das: Die Spieler unserer Auswahl kamen aus vier Klubs, die schwedischen Jungen waren die besten aus zwölf Klubs. Wir wollen beileibe nicht die Voraussetzungen für das Eishockeyspiel in Schweden mit unseren Möglichkeiten gleichsetzen, aber Weißwasser beweist, daß es auch im Eishockey, wie in vielen anderen Sportarten, nur einen Weg gibt, um in der Welt mitreden zu können: eine systematische, weitblickende Kinder- und Jugendarbeit.

Wenn in Wien unsere Nationalmannschaft um den Erhalt der A-Gruppe kämpft, werden die Junioren in der Sowjetunion an den ersten Juniorenweltmeisterschaften teilnehmen und sich mit dem Nachwuchs der stärksten Eishockeynation messen. Dort wird sich zeigen, wo unsere zweite Reihe gegenwärtig steht.

Fotos: Berndt, Wlocka (1) / Text: Patermann

Das schmucke Eisstadion in Weißwasser kennt keine tote Zeit. Wenn das Training der Dynamomannschaften beendet ist, dann haben die Schuljungen mit ihren Lehrern die Möglichkeit, hier dem Puck nachzujagen.

Ein Vorbild für die eishockeybegeisterte Jugend in und um Weißwasser ist Manfred Buder. Mit kritischem Blick begutachtet er die Leistungen der Jugendlichen während des Turniers um den Glasmacherpokal. Vielleicht spielte dort unten schon sein Nachfolger.

Äußerst knapp mit 3:4 Toren verlor Dynamo Weißwasser das entscheidende Spiel gegen Djugarden IF. Den Chancen nach hätte das Ergebnis auch umgekehrt lauten können. Die schwedischen Jungen hatten oft Mühe, die massierten Angriffe der Weißwasseraner abzuwehren.

Als bester Torhüter des Turniers wurde der junge Fischer von Dynamo Weißwasser ausgezeichnet. In der Manier seines großen Vorbildes Klaus Hirche meisterte er auch die schärfsten Schüsse der ausgezeichneten schwedischen Stürmer und hatte so maßgeblichen Anteil am zweiten Platz seiner Mannschaft.

Es ist über 3300 Meter tief, 1 590 000 Quadratkilometer groß und hat seine Bezeichnung nach einer an seiner Nordküste liegenden Stadt erhalten. Monatelang ist es unter einer dicken Eisdecke begraben, deren Trümmer weit über seinen Rand hinaus die Schiffahrt aufs Ärgste gefährden.
Monatelang donnern Stürme darüberhin oder hüllen Nebel alles in dickes, dichtes, undurchdringliches Grau.
Sein eiskaltes Wasser ist eine der Ursachen für den Dauerfrostboden des Fernen Ostens der Sowjetunion.
Dieses „Meer der Stürme" oder auch „Meer des Grauens" genannte und bei den Schiffern gefürchtete Ochotskische Meer soll nach dem Willen der Sowjetmenschen entschärft werden. Es kann erwärmt, über lange Zeit hinweg eis- und nebelfrei und damit gefahrloser für die Schiffahrt werden und seinen Charakter als „Kühlschrank des Fernen Ostens" verlieren. Das alles wird ein Damm bewirken, den die sowjetischen Ingenieure Nikolai Romanow und Nikolai Budtolajew projektierten und zwischen der „Insel der Schätze", Sachalin, und dem Festland erbauen wollen.
Der Sachalin-Damm wird den warmen Wassern des Stillen Ozeans den Weg nach Norden freigeben, aber das Vordringen des Eiswassers nach dem Süden verhindern. Dieser Damm, der das weitere Aufblühen der an Bodenschätzen reichen Insel Sachalin sichert, ist eine

SPERRE FÜ
OYA-SC
SOWJETISCHES PROJEKT IM JU

SACHALIN AUF EINEN BLICK

Größe, Lage, Charakter: 75 400 Quadratkilometer, 945 Kilometer Länge, 25 bis 200 Kilometer Breite, umspült vom Japanischen und vom Ochotskischen Meer. Gebirgig, stark bewaldet, rauhes, naßkaltes nebliges Wetter.

Einwohner: 600 000, hauptsächlich Oruken, Niwchi, Ainus und Russen.

Geschichte: 1643 von dem Niederländer de Vries entdeckt. 1869 durch Zarendekret zum „allrussischen Zwangsarbeitsgebiet" erklärt. Südspitze der Insel nach dem Russisch-Japanischen Krieg (1904/05) japanisch.

Größere Städte: Jushno-Sachalinsk, (Hauptstadt), Ocha, Korsakow, Alexandrowsk, Pogibu, Poronaisk, Uglegorsk.

Bodenschätze: Stein- und Braunkohle – Bild links – (Vorkommen 19,4 Milliarden Tonnen, jährliche Fördermengen 4,6 Millionen Tonnen), Torf (Vorkommen 10 Milliarden Kubikmeter), Erdöl (jährliche Förderung 2,5 Millionen Tonnen), Erdgas (jährliche Förderung 600 Millionen Kubikmeter).

Landwirtschaft und Industrie: Roggen, Hafer, Kartoffeln, Fischfang, Fischkonserven, Pelztierjagd, Holz-, Holzstoff- und Papierindustrie.

Der Damm in Zahlen: Länge 7 Kilometer, Höhe 30 Meter, Meerestiefe 25 Meter.

Benötigte Materialien: 3 Millionen Kubikmeter Steine, 3 Millionen Kubikmeter Beton, Dammkrone trägt Eisenbahngleise.

FÜR DEN SCHIO

T IM JUBILÄUMSJAHR 50

SPERRE FÜR DEN OYA-SCHIO

Seit Menschengedenken wird versucht, die Naturkräfte zu lenken, unsere Erde umzugestalten. Die industrielle Entwicklung in der Welt schuf endlich die technischen Voraussetzungen dazu. Es mangelte in der Vergangenheit auch nicht an Projekten begabter, weitblickender Menschen, denen Werke zum Wohle der Völker vorschwebten. Aber fast alle diese Projekte gingen unter im Lärm kapitalistischer und imperialistischer Raubkriege, die den herrschenden Klassen zur Stärkung ihrer Macht wichtiger waren als die Verwirklichung der Pläne „ingeniöser Weltverbesserer".

Erst mit der Sowjetmacht, mit dem Entstehen und Erstarken der sozialistischen und kommunistischen Ordnung in einem Teil dieser Welt, werden solche Vorhaben Wahrheit. Es fehlt da nicht an schlagkräftigen Beweisen. Die Errichtung viele tausend Kilometer langer Baumschutzzonen gegen die Versteppung war nur ein kleiner Anfang. Der Amu-Darja-Kanal und die mit seiner Hilfe kultivierten Gebiete gewaltigen Ausmaßes in früherer Wüstengegend, die klimaverändernden Riesenstauseen der sowjetischen Riesenkraftwerke an Wolga, Angara und Dnepr, die durchgehende Wasserstraße Schwarzes Meer–Ostsee–Weißes Meer und weitere, schon längst beendete Vorhaben sprechen Bände.

Und so kommt es auch nicht von ungefähr, daß im 50. Jahr des Roten Oktobers ein neuer, hochinteressanter Plan in der Sowjetunion debattiert wird, dessen Verwirklichung nachhaltig naturverändernd wirken dürfte. Es handelt sich um den von Romanow und Budtolajew vorgeschlagenen Damm nach Sachalin, mit dessen Hilfe die Insel mit dem Festland verbunden werden, Warmwasser wohl nach Norden, aber Kaltwasser nicht nach Süden gelangen, das Ochotskische Meer sich langsam erwärmen und damit zum Auftauen des ewigen Frostbodens beitragen soll.

Ein Blick auf die Karte des Fernen Ostens erbringt für den Laien zunächst allerdings höchstens Zweifel an der Wirksamkeit des Bauwerks. Was soll ein Damm zu dieser Insel, die doch ohnehin nahe am Festland liegt, während andererseits östlich von Sachalin bis hinüber nach Kamtschatka das Ochotskische Meer eine breite Öffnung vorfindet, wo es sein „Unwesen" munter weiter treiben kann?

Um dieses Vorhaben in seinem ganzen Ausmaß erkennen zu können, muß man sich die geographische, klimatische und maritime Situation dieses Gebietes deutlich machen.

Gegenwärtig beträgt die jährliche Durchschnittstemperatur in diesem Zipfel der Sowjetunion nur ein Grad Celsius. Ständig müssen Eisbrecher bereitstehen, um wenigstens kurzzeitig den Schiffsverkehr auf dem Ochotsker Meer zu ermöglichen. Nicht viel besser ist die Lage im Golf von Sachalin, dem sogenannten Tatarensund. Schon im Oktober kann es geschehen, daß sich ganze Berge von abtreibendem Eis zu hohen Barrieren auftürmen. Mit den heftigen Stürmen verlagern sich die Eisfelder immer mehr nach Süden und blockieren schließlich den wichtigen Hafen Wladiwostok für mehrere Monate. Dabei liegt Wladiwostok auf der gleichen Höhe wie Warna, Rom und Bilbao.

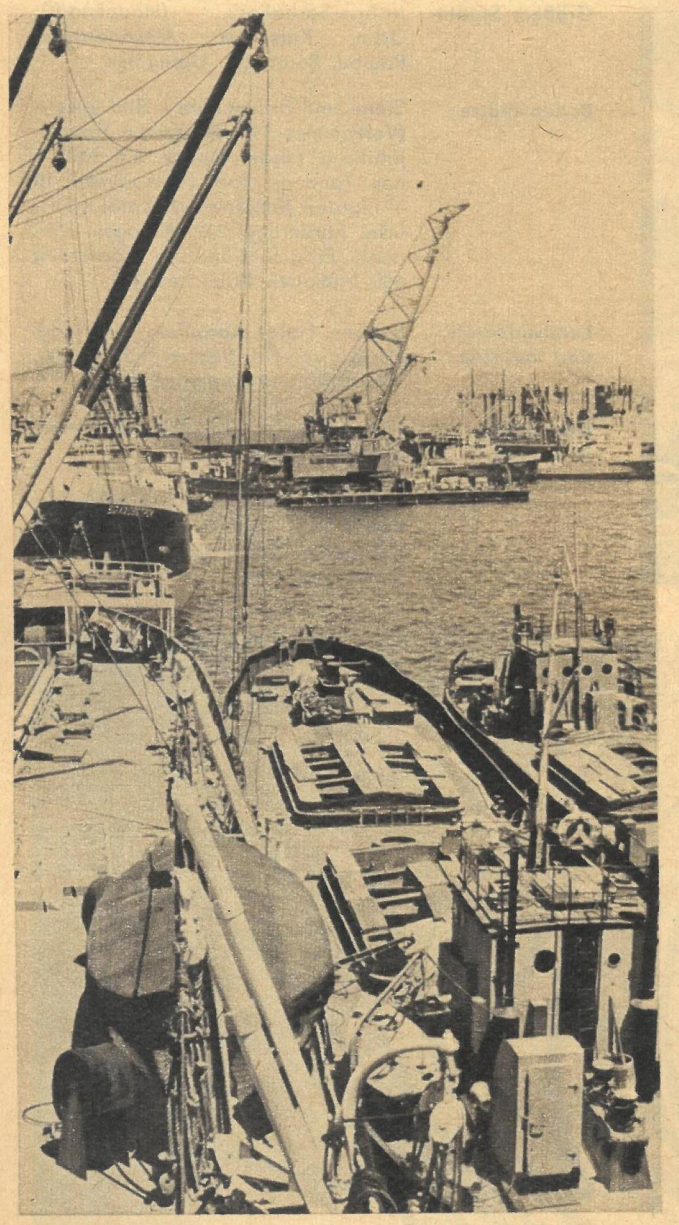
Das Ochotskische Meer ist vom warmen Wasser des Stillen Ozeans durch die Halbinsel Kamtschatka, die Kurilenkette und das japanische Hokkaido abgeschnitten. Diese Landbarriere ist im wesentlichen für das rauhe Klima des dahinterliegenden Landes verantwortlich. Und doch gibt es, ähnlich dem Golfstrom, eine Warmwasserheizung auch hier. Nur: Der warme Kuro-Schio-Strom erreicht das asiatische Festland in der Höhe der Philippinen und biegt, an Taiwan vorbei und den Japanischen Inseln entlang, nach Nordosten ab. Vor der Ostküste Hokkaidos trifft der Warmstrom dann auf die kalte Oya-Schio-Strömung aus dem Ochotsker Meer, läßt sich auf kein Geplänkel ein, sondern zieht sich abrupt in den Stillen Ozean zurück. Ein Teil der warmen Strömung zwängt sich schon zwischen Hondo und Hokkaido nach Osten, ein zweiter Teil zwischen Hokkaido und der Südspitze von Sachalin. Ein Reststrom aber nimmt trotz aller Widerstände durch den Oya-Schio seinen Weg über den Tatarensund bis ins Ochotskische Meer. Allerdings wird das Warmwasser hier schnell aufgerieben. Durch die Gegenströmung und den Wechsel der Gezeiten fließt sogar weit mehr kaltes Wasser nach Süden. Das Abdrehen des Kura-Schio in den Ozean wird nicht nur durch das arktische Kaltwasser bewirkt. Vielmehr ist daran auch die Erdrotation schuld, die die Strömung vom Kontinent wegdrückt. Die Warmwasserheizung verpufft also, bevor sie überhaupt wirksam werden kann. Und keiner kann das ändern?

Unter genauer Kenntnis der Bedingungen entwickelten Romanow und Budtolajew ihre Idee des Damms. An der schmalsten Stelle des Tatarensundes angelegt, muß er nur 7 Kilometer lang und auch nur 30 Meter hoch sein, technisch also durchaus lösbar. Eingebaute Schleusentore lassen das Wasser des warmen Kuro-Schio ungehindert passieren. Sobald die Gezeiten wechseln, schließen sich die Tore und versperren dem Kaltwasser den Weg nach Süden (siehe Karte Seite 13). Auf diese Weise erwärmt sich innerhalb von zehn Jahren das Ochotskische Meer um einige Grade. Die Durchschnittstemperatur der angrenzenden Festland- und Inselgebiete steigen im gleichen Zeitraum von ein auf zehn Grad Celsius an. Das genügt, um den Dauerfrost in weiten Gebieten Jakutiens über mehrere Monate hinweg und den des Amurmündungsbereiches gar für immer zu besiegen. Das heißt, ein Areal könnte sinnvoll genutzt werden, das etwa einem Zehntel des gesamten sowjetischen Territoriums entspricht (zum Vergleich: Sowjetunion 22 400 000 Quadratkilometer, DDR 108 299 Quadratkilometer).

Von besonderem Interesse ist der Damm natürlich für die Insel Sachalin. 1869 von „Väterchen Zar" zum allrussischen Zwangsarbeitsgebiet erklärt, vegetierten Strafgefangene und Einheimische dahin, bis die Sowjetmacht dem fernöstlichen Bagno ein Ende bereitete. Gründliche geologische Untersuchungen ergaben das Vorhandensein reicher Bodenschätze. So befinden sich auf Sachalin die einzigen Erdöl- und Erdgasfelder des ganzen Fernen Ostens. Kohle in feinster Qualität und auch Torf in großen Mengen werden auf Sachalin gefunden.

Zum 50. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution wird durch eine neuerrichtete Hochspannungsleitung quer über die Insel der erste Strom fließen. Geologische und seismologische Stationen haben in den letzten Jahren auf Sachalin ihr Domizil gefunden und verrichten wertvolle wissenschaftliche Arbeiten, unter anderem auch über die „Tsunamis", furchtbare, nur dem Stillen Ozean eigene Meereswellen, die bei ihrem Auftreffen auf die Küste schreckliche Verwüstungen hervorrufen.

Der Damm nach Sachalin, in den sicherlich auch Kraftwerke eingebaut werden und der auf seiner Krone eine elektrische Eisenbahnlinie tragen soll, ist ein kühnes technisches Projekt. Und daß es gerade Sowjetmenschen sind, die es verwirklichen wollen, wer wundert sich heutzutage noch darüber? Denn die Sowjetmacht ist willens und fähig, mit großem materiellen Aufwand solche in der Welt einzig dastehende Projekte des Friedens erfolgreich zu vollenden. Die Natur zu verändern, einen uralten Traum der Menschheit zu erfüllen – Triumph der 50 Jahre Sowjetmacht.



Stopp für den Kaltstrom Oya-Schio durch den Sachalindamm, das würde für Wladiwostok (links), den wichtigsten sowjetischen Fernosthafen, wahrscheinlich völlige Eisfreiheit bedeuten. Ein enormer Gewinn, durch den sich der Damm in kürzester Frist amortisierte. In Chabarowsk und Komsomolsk (rechts unten), wo Betonwerke für den Dammbau bereitstehen, veränderten sich die klimatischen Bedingungen ganz enorm. Auf Sachalin selbst (rechts oben) gestattete das Auftauen des Frostbodens eine rege Bautätigkeit und vor allem ein viel leichteres Heben der wichtigen Bodenschätze, mit denen der ganze sowjetische Ferne Osten versorgt werden könnte. Schon heute werden Erdöl und Erdgas zum Festland transportiert.

Fotos: Zentralbild, Tass / Zeichnungen: Archiv / Text: E. Kottwitz

BONSACK/KÖHLER – DDR...

Sie sind ein gutes Gespann auf dem Rennschlitten, der Klaus und der Thomas. Sie wurden Weltmeister im Doppelsitzer auf der Bahn von Hammarstrand und vervollständigten den dreifachen Triumph der DDR-Rennschlittensportler in der kleinen schwedischen Stadt.

Wenige Tage darauf saßen wir mit ihnen bei einem Gläschen Wein in Oberhof zusammen. Und wie das so ist bei einer Plauderei, bald hatte sich das Gespräch an einem Punkt verfangen: Tücken des Rennschlittensports. Da ging es um heiße Kufen, gefährliche Kurven auf dieser und jener Bahn. Zwischenruf: „Die ‚Mausefalle' in Innsbruck!" Damit war jene Stelle gemeint, die bei den Olympischen Spielen 1964 dem Doppel Bonsack/Köhler zum Verhängnis wurde. Aber auch vor anderen „Fallen" standen unsere Rennschlittensportler in den vergangenen Jahren mehr als einmal. Und um sie zu meistern, bedurfte es etwas mehr als nur sportlichen Könnens. Thomas Köhler erinnerte sich dabei an jenen 7. Februar 1964 in Innsbruck...

Der frischgebackene Olympiasieger stand im Kreuzverhör der internationalen Presse. Fragen nach Alter, Beruf und sportlichem Werdegang folgte jene eines westdeutschen Reporters: „Für wen holten Sie die Goldmedaille, für Deutschland, für die DDR oder für sich selbst?" Die Antwort von Thomas ist bekannt, sie ging durch die Weltpresse: „Ich holte die Goldmedaille für die DDR!"

Vor einigen Wochen, Ende Januar, wollten Thomas Köhler, Klaus Bonsack und ihre Kameraden bei den Europameisterschaften im westdeutschen Königssee starten. Die Bedingungen dafür glaubte Bonn unseren Sportlern diktieren zu können. Da gab „Kapitän" Thomas Köhler im Namen der DDR-Mannschaft eine Erklärung ab: „Ein Start unter solchen skandalösen Bedingungen kommt überhaupt nicht in Frage. Wir starten für die DDR, und in dem Moment, wo es gegen unsere Republik geht, machen wir nicht mit. Wir sind keine vaterlandslosen Gesellen! Wir sind Sportler der sozialistischen DDR und lassen es uns nicht nehmen, überall zu sagen und zu zeigen, woher wir kommen!"

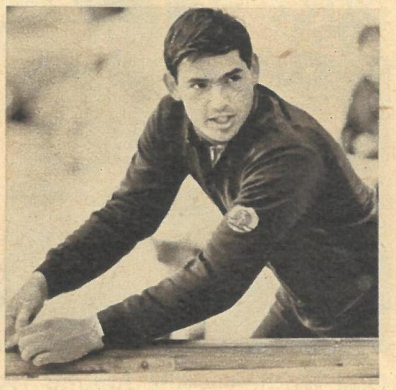
So verzichteten alle unsere Rennschlittensportler auf ihre Chance, Europameister zu werden, weil sie es als ehrlos empfinden, ihr Vaterland, die DDR, zu verraten. Klaus Bonsack sagte das auf seine Art: „Man wollte uns in Königssee zwingen, unseren Staat zu verleugnen. Das ist den Herren Alleinvertretern ins Auge gegangen. Eine internationale Meisterschaft ohne die DDR ist keine."

In Hammarstrand hatten die schwedischen Organisatoren – unser Foto oben rechts zeigt es – die Voraussetzungen für eine gleichberechtigte Teilnahme aller Sportler geschaffen. Damit war auch der sportliche Wert dieser Weltmeisterschaft gesichert.

Es mag Zufall gewesen sein, daß an dem Tag, da unsere so erfolgreiche WM-Mannschaft in Hammarstrand wieder zur Heimreise rüstete, in Berlin unsere Volkskammer das Gesetz über die Staatsbürgerschaft der DDR beschloß. Es dient dem Schutz der Bürger unseres souveränen sozialistischen Staates auch außerhalb der Grenzen unserer Republik. Und wenn es noch an einer Begründung für diese Notwendigkeit gefehlt hätte, Thomas Köhler und seine Freunde haben sie bei dieser abendlichen Runde in Oberhof geliefert. Im nächsten Jahr heißt es dann wieder: „Es starten: Bonsack/Köhler – DDR..."

K. H. G.

Thomas Köhler



Klaus Bonsack

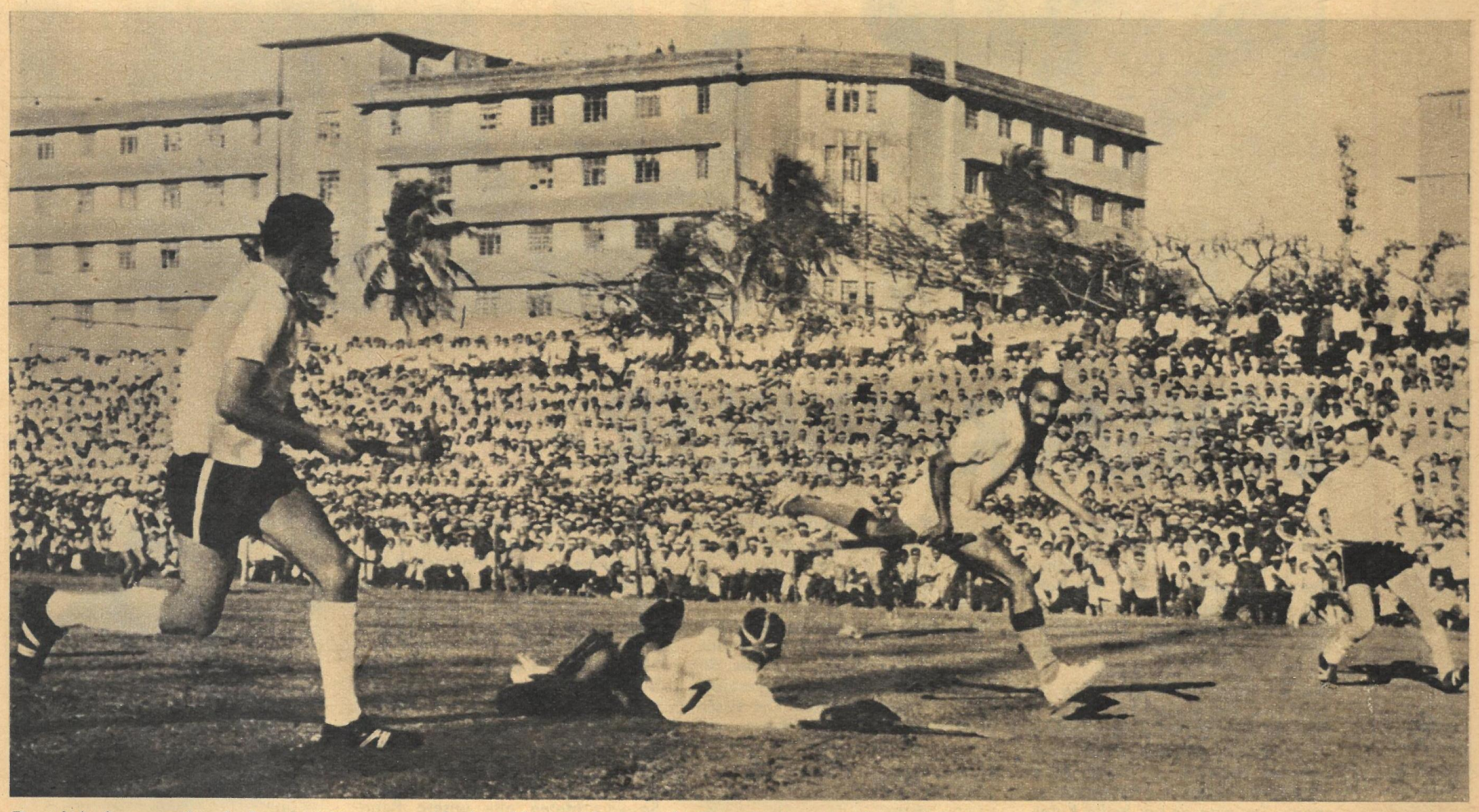
Fotos: Friedrich (3), Zentralbild

TATSACHENBERICHT VON KLAUS ULLRICH

ÜBER HUNDERT HÜRDEN

12

Den in der olympischen Geschichte wohl größten Skandal inszenierten Daume und seine Leute in Tokio, als sie den Rostocker Segler Bernd Dehmel durch ein übles Komplott um seine olympischen Chancen brachten. Es war nicht das erstemal, daß von westdeutscher Seite schriftliche Vereinbarungen gebrochen und der Alleinvertretungsanmaßung geopfert wurden.



Drei Wochen weilte Anfang 1967 unsere Hockey-Nationalmannschaft in Indien. In diesem Spiel erreichte sie ein 0:0 gegen den Olympiasieger.

Erlebnisse in Tokio

Tokio brachte uns viele Überraschungen. Die erste für mich waren einige Beulen am Kopf. Nicht etwa von einer Schlägerei, sondern von den niedrigen Türen des Hauses, das die internationale Presse bezogen hatte. Man hatte es nach japanischen Maßstäben errichtet, und da Japaner von meiner Größe (1,89 Meter) zu den bestaunten Seltenheiten gehören, waren die Türen dementsprechend. Von der Badewanne oder der Toilette unserer Wohnung – jeweils fünf Journalisten bewohnten eine Zweizimmerwohnung – ganz zu schweigen. Ähnlichen Ärger hatte ich im Stadion, wo die Sitzbänke auch von Zimmerleuten zugeschnitten worden waren, die mit mir wohl nicht gerechnet hatten. Aber das amüsierte uns mehr, als es uns verdroß. Das Entgegenkommen der Gastgeber versöhnte mit manchem Ärger. Ich erinnere mich, daß ich einmal die große Schwimmhalle durch einen Hintereingang betreten wollte, um zu den entscheidenden Sprüngen Ingrid Gulbins noch zurechtzukommen. (Der Weg um die Halle hätte mich mindestens zehn Minuten gekostet.) Doch die Ordner am Hintereingang ließen niemanden herein. Einer erklärte mir mit Gesten, daß dieser Eingang nur für Lasten gedacht sei, große Pakete und Flaschenkästen für die Kioske. Da versuchte ich es mit einem Scherz, hob mir meine Aktentasche wie eine zentnerschwere Kiste auf die Schulter und steuerte ächzend und tief gebückt den Eingang an. Sie amüsierten sich derart darüber, daß sie mich passieren ließen. Ungemein eifrig waren auch die Mitarbeiter der Nachrichtenzentrale. Stundenlang quälten sie sich, um eine Fernschreibverbindung zwischen dem Pressezentrum und dem „Neuen Deutschland" in Berlin herzustellen. Die Linie ging per Kabel nach Osaka, von dort per Funk nach Europa und dann weiter über Kabel bis nach Berlin. Als das Funkzeichen „ND BERLIN" auf dem Papier auftauchte, freuten sie sich bald mehr als ich.

Eine freudige Überraschung erlebten wir am Abend des Tages der Republik. Unser NOK hatte in einem Hotel zu einem kleinen Empfang gebeten, doch rechnete man nur mit unseren besten Freunden, zumal der japanische Kronprinz die IOC-Mitglieder zu einem Tee geladen und auch die westdeutsche Botschaft eilig noch einen Empfang organisiert hatte. Um so größer war die Freude, als die Plätze in dem Saal bald kaum noch ausreichten. IOC-Mitglieder aus allen Kontinenten erschienen und gratulierten unseren Offiziellen zum Nationalfeiertag, Männer darunter, die wir bis dahin selten gesehen hatten.

Am Nachmittag dieses Tages hatte mich der Leiter unserer Hockeymannschaft gebeten, ihm eine Stunde als Dolmetscher auszuhelfen. Nach einem Trainingsspiel gegen die Neuseeländer hatte er den Mannschaftsleiter zu einem kleinen Empfang mit Radeberger Bier in das DDR-Haus im olympischen Dorf eingeladen.

Die Neuseeländer verliefen sich zunächst und landeten im Büro des westdeutschen stellvertretenden Missionschefs Stöck. Ihre Frage nach einer Feier zum Nationalfeiertag wurde dort verständlicherweise mit eisigen Mienen beantwortet. Verständnislos wollten sich die Gäste wieder trollen, als ihnen ein Zufall den richtigen Weg wies. Die Unterhaltung dauerte statt einer drei Stunden, und der Kapitän der neuseeländischen Mannschaft versicherte mir: „Ich habe noch nie im Leben einen Kommunisten getroffen. Ich bin nicht für Ihre Idee, aber ich bin doch froh darüber, denn nun habe ich über Ihr Land endlich mal etwas erfahren, was mich manches besser verstehen läßt. Daß unsere Zeitungen nicht die reine Wahrheit über Sie und Ihr Land schreiben, war mir schon immer klar."

Als Freunde schieden wir, und wann immer wir uns in den darauffolgenden Tagen noch sahen, begrüßten wir uns als Freunde.

Viele Freunde hatten wir auch unter unseren Gastgebern. Einer von ihnen lud mich eines Tages zu einem Spaziergang in die Innenstadt ein. Wir kamen an einem Bankhaus vorüber, und ich kam bald dahinter, daß er mir vor allem das größte Schaufenster dieses Bankpalastes zeigen wollte. Dort prangte nämlich neben den Fahnen aller anderen Nationen, die an den Spielen teilnahmen, auch die der DDR. Und er erzählte mir, daß der westdeutsche Botschafter einen Beamten zum Direktor dieses Bankhauses geschickt hatte, um ihn zu bewegen, diese Fahne zu entfernen. Die Unterhaltung zwischen beiden zog sich nicht allzu lange hin, so hatte mein Freund erfahren. „Überlassen Sie es bitte uns, unsere Schaufenster zu dekorieren. Und überlassen Sie es bitte auch uns, darüber zu befinden, welche Staaten wir für existent halten und welche nicht", hatte der Direktor seinem Besucher geantwortet und ihn dann mit ausgesucht japanischer Höflichkeit verabschiedet.

Die „DDR-Kantine"

Unser Pressehaus – und mit dieser eigentlich am Rande liegenden Erinnerung möchte ich mein Tokio-Tagebuch zuschlagen – hatte im Erdgeschoß auch eine kleine Bar, an der man am späten Abend noch ein Steak oder ein paar Würstchen bekommen konnte. Der einzige Nachteil: Die Bar war ständig dicht umlagert, und es dauerte oft

Auf dem Rasen Gegenspieler, Lippert (DDR) und Inder Singh, doch sonst Freunde, die eine herzliche Sportkameradschaft verbindet.

Das Olympiagepäck der DDR-Sportler für Tokio wird verladen; insgesamt 11,7 Tonnen, einschließlich Pferden und Booten.

länger als eine Stunde, ehe man einen Platz in der vordersten Reihe erkämpft hatte. So griffen wir zur Selbsthilfe und eröffneten in unserer Wohnung für alle DDR-Journalisten eine kleine Kantine. Geschäftsführer waren ein Kollege von der „Jungen Welt" und ich. Wir legten also einiges Geld zusammen, und ich suchte ein Lebensmittelgeschäft auf, um meine Bestellung aufzugeben: Bier Fruchtsaft, Schokolade, Obst, Whisky und Selters. Der Händler war von der großen Bestellung begeistert und versprach, die „Ware" ins Haus zu liefern.

Das tat er denn auch, und es begann ein schwunghafter Handel, bei dem wir runde Preise forderten und dadurch zu einem kleinen Überschuß gelangten, um ein eventuell entstehendes Defizit ausgleichen zu können. Nach drei Tagen waren die Regale in der Küche unserer Wohnung leer. Ich machte mich auf den Weg, den Händler zu suchen – und fand ihn nicht mehr. In der Straße war ein Laden neben dem anderen, die Schriftzeichen auf den Ladenschildern konnte ich nicht auseinanderhalten und – offen gestanden – die Männer in den Läden auch nicht. Bei einigen versuchte ich, mich in Erinnerung zu bringen. Vergeblich. Also gab ich einem kurz entschlossen meinen neuen „Auftrag", und auch er versprach hoch und heilig, am nächsten Morgen zu liefern. Ich saß wie auf Kohlen und war einigermaßen verblüfft, als plötzlich zwei „Lieferanten" vor der Tür standen. Der eine war tatsächlich der erste Händler, mit dem wir in Beziehungen gestanden hatten, der andere war der neue.

Ich nahm ihnen beiden die Kisten und Kasten ab, und wir waren am Ende froh, daß wir alles bis zum letzten Tag der Spiele umsetzten. Und der Überschuß wurde dann am letzten Abend, als alle Brieftaschen schon leer waren, noch als Rabatt in Form von Bier und Whisky verteilt. Das trug mir den Rat meiner Kollegen ein, auch künftig die Verwaltung der „DDR-Kantine" zu übernehmen ...

Hiroshima

Meine Kollegen verließen schon bald nach den Spielen Tokio, ich blieb noch eine Woche, weil ich den Auftrag erhalten hatte, unsere Hockeynationalmannschaft nach Indien zu begleiten. So hatte ich endlich Zeit, mich ein wenig umzusehen und dieses interessante Land nicht nur von den Pressetribünen der Stadien herab zu betrachten.

Mein erstes Ziel war Hiroshima. Mit einem kleinen Verkehrsflugzeug startete ich am frühen Morgen und landete schon bald auf dem neuen Flugplatz der leidgeprüften Stadt. Zwei Japaner erwarteten mich, die ich nie zuvor gesehen hatte und die mich begrüßten, als wären wir schon unser Leben lang gute Freunde. Beide hatten ihre schwere Strahlenkrankheit in der DDR behandeln lassen, und die Sorge unserer Ärzte, die Freundschaft und Sympathie, die man ihnen entgegengebracht hatte, übertrugen sie nun auf mich.

Ich sah das Messehaus, über dessen Kuppel die Bombe explodiert war, ich sah das Mahnmal, das alljährlich am Tag des Abwurfs geöffnet wird, um die Liste mit den Namen der im letzten Jahr an den Folgen des mörderischen amerikanischen Überfalls Verstorbenen hineinzulegen, und ich besuchte auch das Strahlenkrankenhaus, in dem noch heute alle Betten belegt sind. Der Chefarzt und die beiden Freunde führten mich durch die langen Korridore, begleiteten mich in Zimmer, in denen Männer und Frauen lagen, denen der Tod bereits seine Spuren ins Gesicht gezeichnet hatte.

Ich sah das lärmerfüllte Tokio vor mir, die Stadien und Spielfelder, auf denen junge Menschen um olympische Medaillen gekämpft hatten, und verstand einmal mehr, daß es doch weit Wichtigeres auf unserer Erde gibt, als Rekorde und bewundernswerte Torschüsse. Das Wichtigste vor allem anderen: Keinen Tag zu vergessen, daß die, die Kriege entfesseln, weder nach Medaillen noch nach Rekorden zu fragen pflegen!

Yonoshori Sakai, der die olympische Flamme ins Stadion von Tokio getragen hatte, war am Tag des furchtbaren Mordens in Hiroshima geboren worden. Wenige Kilometer vor den Toren der Stadt hatte er zur gleichen Stunde das Licht der Welt erblickt, da seine Großeltern in den tödlichen Strahlen umkamen. Daß die Japaner ihm diese Aufgabe übertrugen – gegen heftigsten Protest der amerikanischen Botschaft in Tokio bekanntlich –, war eine kluge und mahnende Geste, diesen grausamen Tag über allem olympischen Jubel nie zu vergessen.

Mit den Hockeyspielern in Indien

Wenige Tage später reisten wir nach Indien. In Bangkok mußten wir die skandinavische Maschine verlassen und mit einer Gesellschaft weiterfliegen, die vielleicht nur zwei oder drei Passagiermaschinen besitzt und obendrein keinen sonderlich guten Ruf hat: Ihre Gründer verdienten einst ihr Geld damit, Kriegsmaterial für Tschiang Kaischek zu fliegen.

Mitten in der Nacht landeten wir in Kalkutta und waren einigermaßen überrascht, als man uns dort eröffnete, daß die geplanten Spiele ausfallen müßten. Die Rasenplätze seien durch die sengende Sonne verbrannt, erklärte uns jemand, doch kamen wir bald dahinter, daß der westdeutsche Konsul interveniert hatte. Wenige Tage nach uns wurden nämlich westdeutsche Leichtathleten erwartet, und der Konsul fürchtete wohl, daß zu den Spielen unserer Mannschaft zehnmal soviel Zuschauer kommen könnten.

So glaubten wir schon, in Kalkutta müßige Tage verleben zu müssen, als sich eines Nachmittags ein hoher indischer Offizier bei unserem Delegationsleiter, Dr. Schöbel, melden ließ.

„Wären Sie bereit, gegen eine indische Armeeauswahl zu spielen? Allerdings im Armeecamp."

Dr. Heinz Schöbel hatte keine Einwände. Am nächsten Nachmittag wurden wir abgeholt und in das Camp gebracht. Dort empfing man uns – wie man zu sagen pflegt – mit allen militärischen Ehren, und der kommandierende Brigadegeneral tauschte Reden mit Dr. Schöbel aus, in denen immer wieder die Freundschaft zwischen der DDR und Indien hervorgehoben wurde. Dann wurden wir unter einem samtenen Sonnenschutzzelt eingeladen, dem Spiel zuzusehen. Tausende Soldaten und Polizisten feierten unsere Mannschaft, und hinterher gab der General in der Offiziersmesse noch einen Empfang für die DDR-Mannschaft. Am nächsten Morgen konnte man in den Zeitungen Kalkuttas giftige Worte darüber lesen, daß „merkwürdige Umstände" die berühmte Hockeymannschaft aus der DDR gezwungen hätten, vor den Toren Kalkuttas zu spielen.

Übrigens wurde unsere Mannschaft derart nach Bildern bestürmt, daß uns nichts anderes übrigblieb, als eine große Postkarte in der Bar unseres Hotels aufnehmen zu lassen. Einer der Spieler bewies seine grafischen Künste, indem er sie beschriftete, und fortan waren diese Bilder begehrte Geschenke.

In der Hauptstadt Neu-Delhi erwarteten uns zwei Überraschungen: Der indische Hockeyverband bat uns, eine DDR-Flagge zu beschaffen, die im Stadion gehißt werden sollte, und unsere Handelsvertretung ließ einen großen Kessel Linsen kochen. Das war nach langen Wochen ungewöhnlicher Mahlzeiten endlich wieder ein richtiges heimisches Gericht.

Weder in Neu-Delhi noch in Bombay, wo die Mannschaft ihr letztes Spiel gegen die indische Nationalmannschaft bestritt, reichten die Plätze in den Stadien. Verständlicherweise hatte die Mannschaft am Ende nur den einen Wunsch, schnell nach Hause zu kommen. Es war inzwischen Mitte November geworden, und die meisten hatten ihre Familie schon zwei Monate nicht mehr gesehen. Ich war Stammgast in den Büros der Fluggesellschaften, fand aber nirgendwo fünfundzwanzig Plätze. Bis ich in einem Büro Karten für das Spiel versprach ...

Am letzten Tag unseres Aufenthalts in Bombay fuhren wir mit einem Motorboot hinaus zur „Halberstadt", die dort vor Anker lag. Die Matrosen waren begeistert, und die Fragen über die Olympischen Spiele nahmen kein Ende. Man hatte mich an diesem Tag als „Spieler vom Dienst" eingeteilt. Ich hatte meine liebe Not, alle wieder zusammenzubringen, als zum Aufbruch geblasen wurde. Endlich waren alle an Bord der kleinen Barkasse, und wir tukkerten los. Als wir einige hundert Meter von der „Halberstadt" entfernt waren, dröhnte deren Sirene. Wir hielten es für einen Abschiedsgruß und winkten fleißig.

Zurückgekehrt eilten wir ins Restaurant, um noch rechtzeitig zum Mittagessen zu kommen. Eine halbe Stunde später erschien Lothar Lippert in der Tür des Restaurants. Ihn hatten wir an Bord der „Halberstadt" vergessen. Ein Matrose hatte ihn in seine Kajüte mitgenommen, um noch schnell einen Brief an seine Frau zu schreiben. Und die Sirene sollte uns zurückrufen ...

Der „Spieler vom Dienst" dieses Tages mußte sich ernste Kritik gefallen lassen und entging härtesten Worten nur deshalb, weil er das Kunststück fertiggebracht hatte, noch Flugkarten für den gleichen Tag zu beschaffen ...

Sie lesen im nächsten Heft:

Madrid 1965

Wir haben Freunde in aller Welt

Fotos: Berndt, Willmann, Zentralbild

ES GRÜNT SO GRÜN

Vielleicht schneit es gerade, wenn Sie sich diese Modeseiten anschauen. Die ersten beiden Monate waren ja auch verdächtig warm, und Ostern ist noch nicht vorbei. Schimpfen Sie nicht, auch wenn Sie noch im Wintermantel unsere Illustrierte durchblättern sollten. Es ist ja nicht so einfach, auf diesem Gebiet prognostisch zu arbeiten. Aber wir sind optimistisch genug, wieder einmal zu prophezeien: Es wird doch Frühling werden! Und ein Sommer wird kommen, ein Sommer! Modisch betrachtet ein kurzer Sommer, ein Mini-Sommer. – Doch wir wollen abwarten und bringen heute erst das – wenig gekürzte – Programm aus Berlin vom Deutschen Modeinstitut und aus Magdeburg von Heinz Bormann.

Fotos: DMI (4), Hillmer (3)

Auf unserem Titelbild:
Ein einfach geschnittenes Nachmittagskleid aus Wollgeorgette mit tiefem, bogenförmig gerundetem Dekolleté;
Modell Bormann.

Farbfoto rechts:
In schmaler Silhouette, zum Saum hin leicht ausgestellt zeigt sich dieses sportliche Kleid. Die Taillenlinie ist nach unten verlegt, so daß der Rock sehr kurz erscheint;
Modell: DMI.

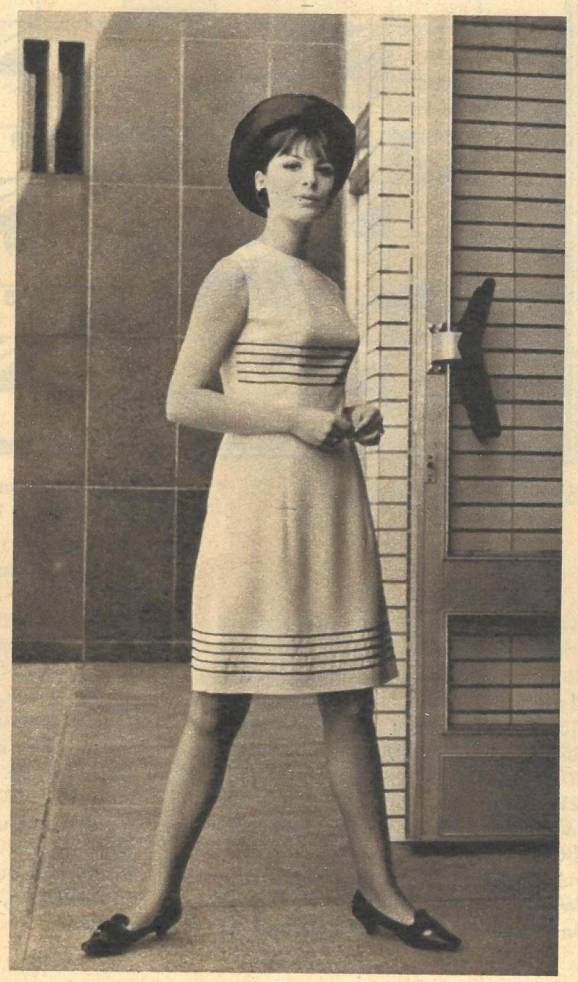
Aus bedruckter Baumwollspitze
ist dieses jugendliche Festkleid
des Modeinstituts.
Die Faltenpartien im Oberteil sind
gesteppt, während der Rock weit schwingt.

Die interessante Schnittgestaltung
und die Zweifarbigkeit
charakterisieren dieses
Tageskleid aus Berlin.
Die Silhouette ist im Oberteil schmal.

Ein pastellfarbenes Tageskleid
in gerader, klarer Flächenaufteilung
aus dem Deutschen Modeinstitut.
Diese unkomplizierten Kleider
sind aktueller denn je.

Schwarze Dederonspitze
wurde in Magdeburg für dieses kleine
Festkleid verarbeitet.
Dem leicht figurbetonten Oberteil
wurde ein plissierter Rock angesetzt.

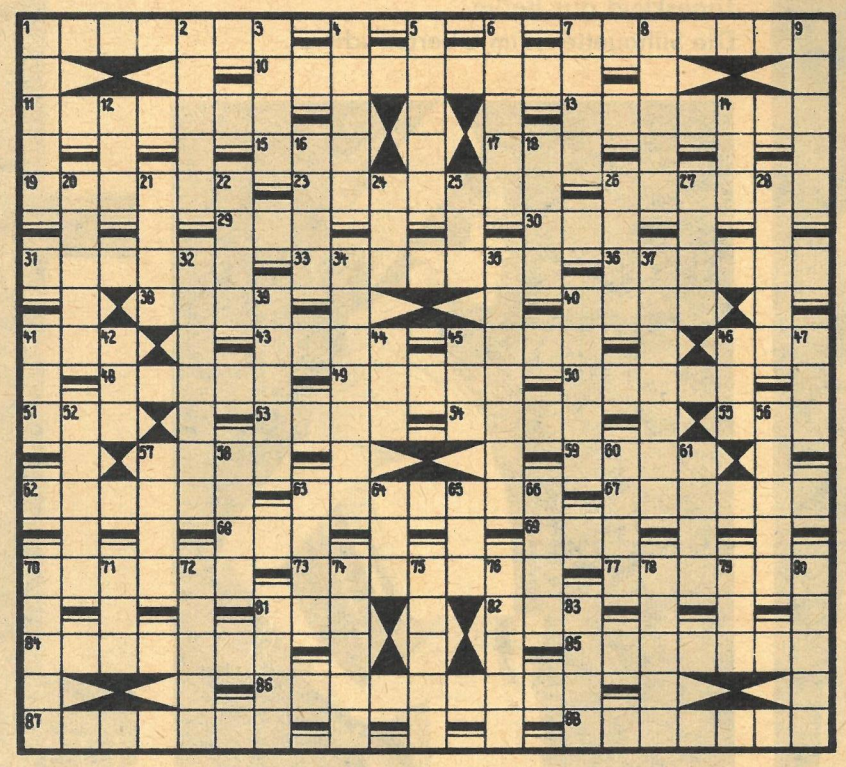
Ein Sommerkleid aus marineblauem Leinen
stellt das Modehaus Bormann vor.
Die Teilungsnähte
und der Kragen wurden mit
gelber Soutache betont.



Durch ebenso sparsame Effekte –
schwarzes aufgestepptes Band –
erhält dieses leuchtend gelbe Sommerkleid
aus Leinen seine Wirksamkeit.
Ein Modell von Heinz Bormann.

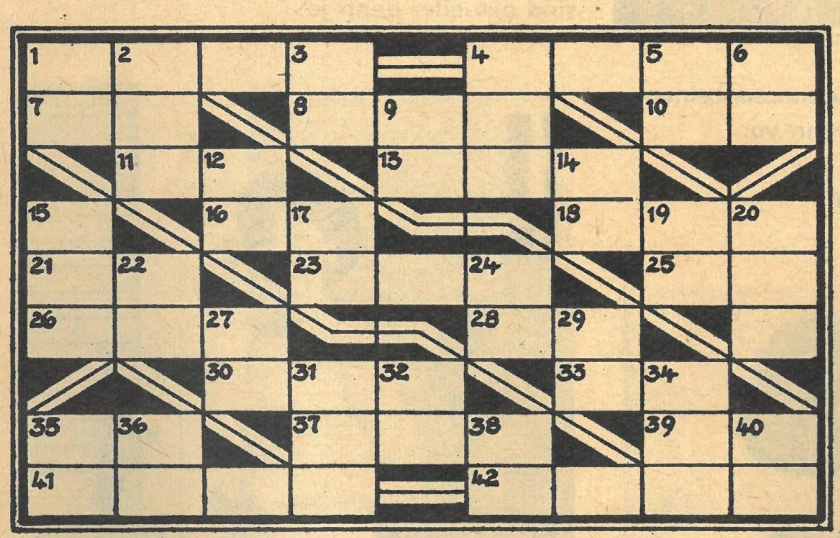
rätsel

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. tschechischer Komponist („Das schlaue Füchslein"), 7. altgriechisches zweihenkliges Gefäß, 10. sozialistischer Theaterkritiker und Schriftsteller, 11. südspanische Provinzhauptstadt, 13. Angehöriger eines germanischen Volkstammes, 15. afrikanischer Strom, 17. Mutter der Burgunderkönige, 19. Nebenfluß der Oder, 23. Vorrat, Zurückhaltung, 26. kürzeste Verbindungslinie zweier Punkte, 29. sowjetische Automobilmarke, 30. französisch: Straße, 31. Drama von Goethe, 33. Bündnis, Vereinigung, 36. Preisnachlaß, 38. Papiermaß, 40. durchsichtiges Gewebe, 41. deutscher Volksliederforscher († 1883), 43. sowjetische Nachrichtenagentur, 45. Eirund, 46. Fluß in Indien, 48. Schweizer Kurort, 49. ärztliches Instrument, 50. Nebenfluß der Donau, 51. Fluß in der Steiermark, 53. Getreideart, 54. Unterarmknochen, 55. Spaß, Unfug, 57. Seuche, 59. Schiffstau, 62. Stadtteil von Hamburg, 63. Blutsverwandte, 67. Gefäß-, Behälterfüllung, 68. Universum, 69. Aussehen, Miene, 70. Buchstabe, 73. künstlich hergestelltes radioaktives Halogen, 77. Begriff beim Tennis, 81. norwegischer Mathematiker († 1899), 82. arabischer Titel, 84. Komponist der Gegenwart, 85. Provinz in Äthiopien, 86. bedeutendster niederländischer Maler und Radierer, 87. Zeitabschnitt, 88. eines der Losungsworte der Französischen Revolution.

Senkrecht: 1. forstliche Wirtschaftsfläche, 2. russischer Chemiker († 1864), 3. englischer Schauspieler und Theaterleiter († 1868), 4. polnische Stadt, 5. Riemenpeitsche, 6. europäischer Vulkan, 7. Urkunde, Schriftstück, 8. Schlaginstrument, 9. Gestalt aus der Operette „Die Fledermaus", 12. mohammedanischer Männername, 14. Großmutter, 16. weiblicher Vorname, 18. Fechthieb, 20. Schneegipfel der Berner Alpen, 21. Mundkrankheit, 22. Bewohner einer SSR, 24. Währungseinheit in Peru, 25. Mädchenname, 26. Bezirkshauptstadt, 27. Vogel, 28. Titelgestalt bei Andersen Nexö, 32. Völkerschaften in Afrika, 34. deutscher Klassiker († 1781), 35. Prosadichtung, 37. Rhododendrongewächse, 39. Wettkampfbeginn, 40. sowjetischer Komponist († 1956), 41. Bergrücken in Niedersachsen, 42. Mulde vor Hochgebirgswänden, 44. internationaler Notruf, 45. feierliches Gedicht, 46. Volksstamm in Liberia, 47. Sportkomitee der DDR, 52. Quellfluß des Ubangi (Kongo), 56. französische Stadt, 57. altes Schiff, 58. Nebenfluß der Mosel, 60. europäischer Staat (landessprachlich), 61. Maßeinheit für die Lautstärke, 63. Gebirge in der Kirgisischen SSR, 64. Furche, Rinne, 65. Handlung, 66. Roman von Zola, 70. nordamerikanischer Schriftsteller († 1951), 71. Pforte, Eingang, 72. Laubbäume, 74. deutscher Dichter († 1810), 75. Bittermittel, 76. Gestalt aus „Rienzi", 78. spanische Insel, 79. seltenes Erdmetall, 80. Schlingpflanze, 81. altes Bronzeblasinstrument, 83. südfranzösische Hafenstadt.



Silbenkreuzworträtsel

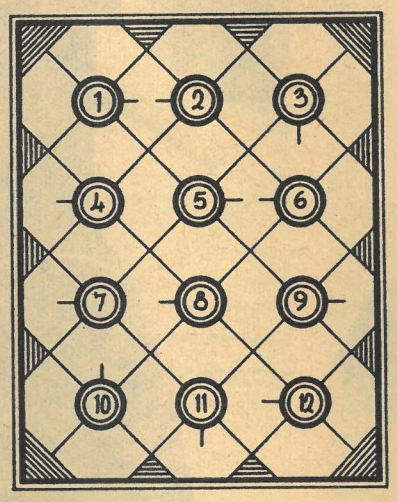
Waagerecht: 1. gebrannter Ton, 4. Altpapier, Fehldruck, 7. bayrisch: Rettich, 8. Backzutat, 10. Fachmann, Experte, 11. Stadt im Weserbergland, 13. Buchstabenrechnung, 16. Weißbierart, 18. griechische Zaubergöttin, 21. Farbton, 23. flacher Strandsee, 25. Gerbrinde, 26. USA-Staat, 28. Weinernte, 30. Stadt in Oberitalien (landessprachlich), 33. Studentenmittagstisch, 35. Stadt in Nordrhein-Westfalen, 37. Staat im Süden der Indischen Union, 39. Hauptstadt von Togo, 41. mittelalterliches Frauengemach, 42. Druckmesser.

Senkrecht: 1. lateinisch: Erde, 2. Kreishalbmesser, 3. tropisches Arongewächs, 4. Zirkusrund, 5. Wäschestück, 6. Sportler, 9. äußere Gesteinshülle der Erde, 12. sehr langsames Musikstück, 14. dänischer Astronom, 15. Salzwerk, 17. Musikzeichen, 19. Gewichtsverlust, 20. Hauptstadt des Irans, 22. ausfließende Gesteinsschmelze, 24. Gestalt aus „Till Ulenspiegel", 27. Schachfigur, 29. Fluß in Albanien, 31. Flugkörper, 32. Drama von Ibsen, 34. Oper von Richard Strauss, 35. Froschlurch, 36. Bezeichnung, 38. Kamelart, 40. Maßeinheit.

Wabenrätsel

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in Uhrzeigerrichtung um das Zahlenfeld.

1. Teil des Hauses, 2. Ansiedlung, 3. italienischer Fluß, 4. dichterisch: Adler (Mz.), 5. Brennmaterial, 6. Verpackungsgewicht, 7. griechischer Buchstabe, 8. bayrischer Männername, 9. weiblicher Vorname, 10. Name eines Sees in der UdSSR, 11. französische Landschaft, 12. Planet. Bei richtiger Lösung nennen die Buchstaben der Außenfelder – bei 1 beginnend – einen französischen Romanschriftsteller.



Rätsellösungen aus Heft 11

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Sterlet, 7. Ballade, 12. Eirene, 14. Ara, 15. Legende, 16. Osmium, 18. Ale, 20. Netto, 22. Beitel, 23. Elle, 26. Atta, 27. Rial, 29. Ton, 30. Hel, 31. Orden, 33. Leon, 35. Oker, 37. Gin, 38. Tael, 40. Helene, 42. Gagat, 44. Kiwi, 47. Ulema, 49. Eber, 51. Gast, 54. Onega, 55. Meer, 57. Esten, 59. Odense, 62. Idee, 64. Kuh, 65. Seal, 66. Eger, 68. Ideal, 71. Ras, 72. Oma, 73. Elli, 75. Sete, 77. Etat, 80. Sirene, 81. Euter, 84. Ata, 85. Timbre, 87. Iriarte, 89. Heu, 90. Arbeit, 91. Altherr, 92. Botanik. – Senkrecht: 1. Silbe, 2. Engel, 3. Lenz, 4. Eid, 5. Trent, 6. Fest, 7. Bai, 8. Aruba, 9. Lamelle, 10. Anatto, 11. Egeln, 13. Notar, 17. More, 19. Leonow, 21. Eton, 24. Luke, 25. Ehre, 26. Alge, 28. Inta, 32. Dramen, 34. Elke, 35. Oheim, 36. Eloge, 39. Ate, 41. Nis, 42. Genese, 43. Gag, 45. Irene, 46. Issel, 48. Lot, 50. Bad, 52. Arie, 53. Tee, 56. Eremit, 58. Seil, 59. Ohre, 60. Esse, 61. Saba, 63. Drenthe, 64. Klee, 67. Garant, 69. Dieb, 70. Aster, 72. Osaka, 74. Leier, 76. Trieb, 78. Turin, 79. Treck, 82. Uran, 83. Kitt, 86. Mur, 88. Rio.

Silbenrätsel. 1. Diesterwegmedaille, 2. Elixier, 3. Mahagoni, 4. Setter, 5. Celsius, 6. Heidelbeere, 7. Liebermann, 8. Eibsee, 9. Cremer, 10. Hederich, 11. Theodolit, 12. Einstein, 13. Nonpareille, 14. Diogenes, 15. Ischia, 16. Nehrung, 17. Gladiole, 18. Amnestie, 19. Nossen, 20. Abenteuer, 21. Roheisen, 22. Tunesien, 23. Usurpation, 24. Nenner, 25. Diderot, 26. Gogol, 27. Ewenken, 28. Haspel, 29. Azteken, 30. Leander, 31. Telemeter, 32. Literatur. – „Dem schlechten Ding an Art und Gehalt leiht Liebe dennoch Anseh'n und Gestalt."

Zahlenband: 1. Pergamon, 2. Mongolen, 3. Lotterie, 4. Retusche, 5. Schikane.

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz · Verlagsdirektor Günther Zumpe · Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdner Straße 43 · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, 806 Dresden · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 · Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 MDN, monatlich 1,30 MDN · Bankkonto DN, Dresden 4/1862 · Postscheckkonto: Dresden Nr. 4565

POSTANSCHRIFT: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b, Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412. Berliner Büro: Lilo Winter, 104 Berlin, Reinhardtstraße 14, Ruf 42 56 61. App. 16

Tischdienst als Pflichtfach, dem man mit Eifer und Konzentration nachkommt, denn schließlich soll kein Tröpfchen Milch danebengehen.

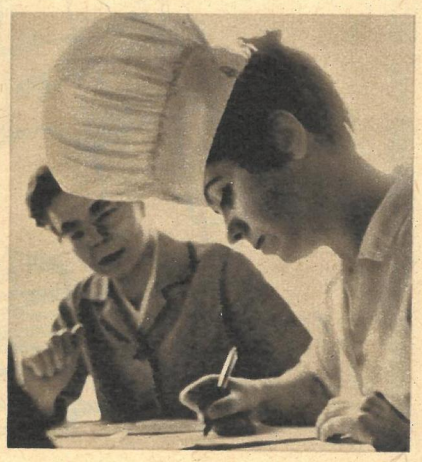
Text: Marczikowski / Fotos: Reuel

Vorfreude, schönste Freude! Die hochgestimmten Erwartungen werden nicht enttäuscht; frisch aus einer guten Restaurantküche schmeckt's doch besser als aus Kübeln.

Das HO-Restaurant „Klub am Anger" in Eisenhüttenstadt liegt nur einen Kindersteinwurf von der 5. Polytechnischen Oberschule entfernt. Durch diese Nachbarschaft kam das Kollegium der Schule auf eine glückliche Idee: Nach einigen Verhandlungen wurde mit der Kreisdirektion der HO ein Schulspeisungsvertrag abgeschlossen. Und seit Beginn des Schuljahres 1965/66 nehmen nun schon 600 Tagesschüler zwischen 11 und 15 Uhr ihre warme Mahlzeit in den Räumen des „Klubs am Anger" ein. Die Tische werden vor dem Mittagessen vom Tischdienst der Schule mit großem Eifer vorschriftsmäßig gedeckt, die Milchbecher gefüllt. Diszipliniert empfangen auch die

Minderjährige in der Gaststätte

Tägliche Kostprobe für die Küchenkommission. Erzieherin Elli Schikerka und Küchenleiterin Edith Richter arbeiten auch bei der Aufstellung des Speiseplanes gut zusammen.



Alte Weisheit: Das Auge ißt mit! Die freundliche Umgebung wirkt nicht nur auf Appetit und Bekömmlichkeit, sie erzieht auch zu guten Tischsitten.

Abc-Schützen ihre Speisen an der Ausgabe und begeben sich zu ihren Plätzen. Und ebenso geordnet verlassen sie wieder das Lokal, nachdem jeder sein Geschirr selbst abgeräumt hat. Die ersten verständlichen Befürchtungen des Gaststättenleiters Herbert Gerstenberg sind längst verflogen. Sein Stoßseufzer zielt jetzt in eine andere Richtung: „Wenn ich nur abends genauso wenig Kummer mit manchen Gästen hätte . . ."

Auch das Kostenlimit wird in Eisenhüttenstadt gut eingehalten. Seitdem Staat und Eltern mehr Geld je Essen zur Verfügung stellen, kann eine noch bessere Qualität als bisher ermöglicht werden. Bekanntlich zahlen die Eltern je Essen seit etwas mehr als einem Jahr 15 Pfennig, der Staat 30 Pfennig mehr. Damit hat sich der staatliche Zuschuß für das Schulwesen übrigens auf 136,6 Millionen MDN jährlich erhöht. Ab April 1966 übernahm der „Klub am Anger" auch noch die 265 Schüler Eisenhüttenstadts, die Diätnahrung erhalten.

Den wöchentlichen Speiseplan beraten jeden Sonnabend Küchenleiterin Edith Richter und Erzieherin Elli Schikerka, die Vorsitzende der Küchenkommission. Beide achten immer darauf, daß es an Rohkost, Frischobst und schmackhaft gekochten Gerichten nicht mangelt.

„Schmeckt immer prima!" strahlt uns Jürgen Wöllner aus der 10a an. „Früher kam das Essen in Kübeln. Da war's längst nicht so, na und jetzt: wie bei Mutti!"

BRINGT UNTER ANDEREM IM NÄCHSTEN HEFT:

Glück und Verdienst

Ein Besuch bei Schauspieler Günter Grabbert

Mach 3 im „Toten Mann"
Reportage über einen Windkanal unter Tage

In unserem Auslandsbeitrag berichten wir über Kambodscha.

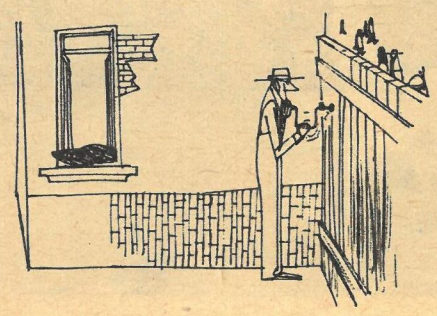
Im Sportteil finden Sie ein Farbfoto von Dieter Neuendorf und ein Interview mit dem Vizeweltmeister über die vergangene Skisprungsaison.

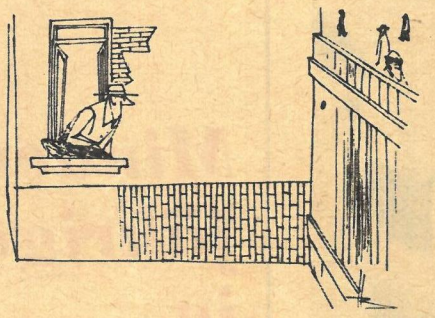
Ferner:
Das Motor-Mosaik und die Film- und Fernsehseite.

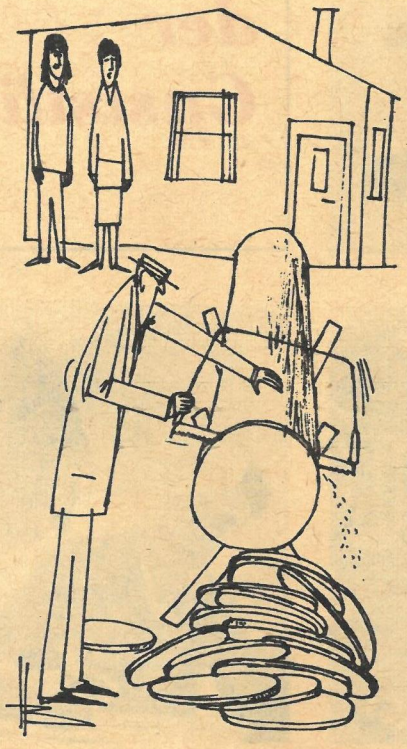
Fotos: Buschmann, Dressel

Kleinholz

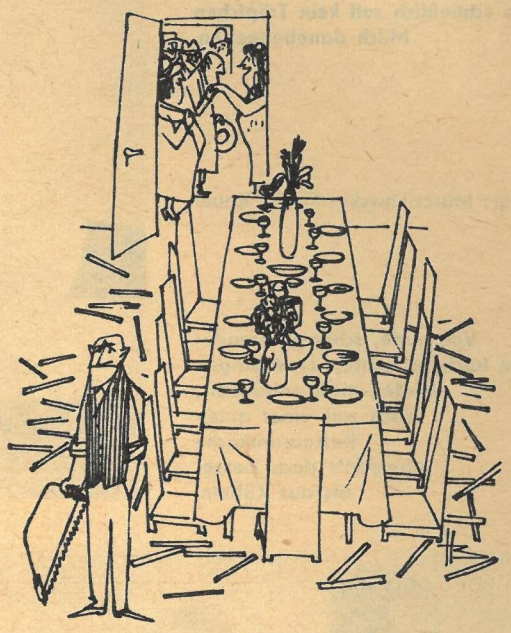
Von Henry Büttner



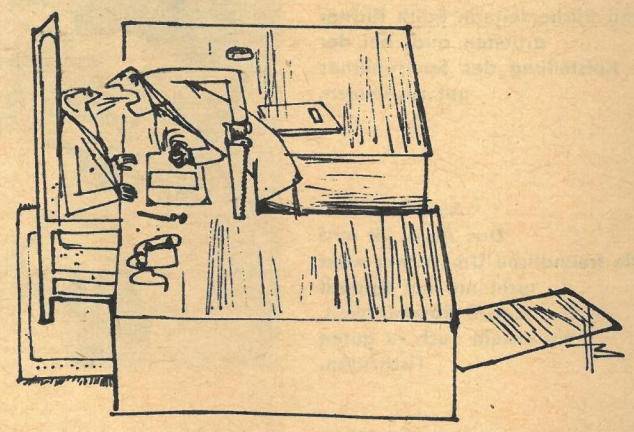




„Holzsägen ist nun mal sein Hobby!"



Herzlich willkommen!



12

WISSENSTOTO
ZUM 50. JAHRESTAG
DER OKTOBERREVOLUTION

Welches sowjetische Ensemble erwarb sich als eines der ersten in unserer Republik unzählige Freunde?

a) Moissejew-Ensemble
b) Alexandrow-Ensemble
c) Staatszirkus der UdSSR

Wir erwarten Ihre Antwort bis zum 24. März 1967 auf einer Postkarte (Kennwort: Ding mit Pfiff 12).

Zur Auslosung kommen:
1 Gewinn in Höhe von 50 MDN
5 Gewinne zu je 10 MDN

Außerdem sind alle Einsender richtiger Lösungen noch an zwei großen Auslosungen des Jahres beteiligt.

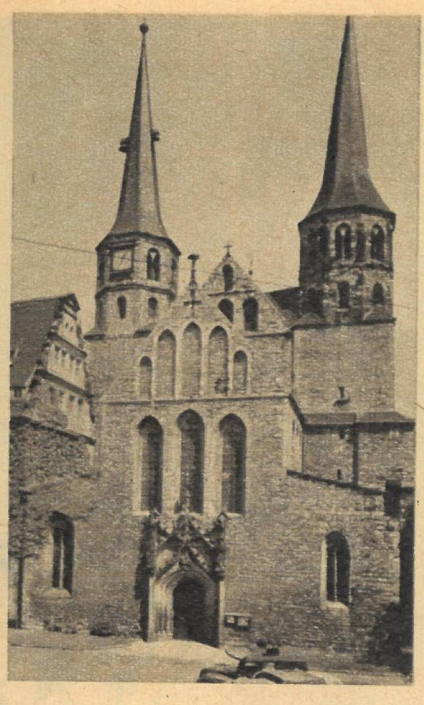
Viel Glück wünscht Ihnen Ihre REDAKTION ZEIT IM BILD, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b.

Auflösung DING MIT PFIFF 8:
a) Gorki
Es gewannen: **50 MDN:** Günter Wehner, Dahme (Mark). **Je 10 MDN:** Hanni Neumann, Dresden; Ursula Engelke, Rostock; Frank Eiselt, Pirna; Karin Günther, Pößneck; H. Pfaff, Berlin.

Im Bild: Sowjetisches Ensemble in Archangelsk
Foto: Steffen

DR. H. JOACHIM NEIDHARDT:
GESCHICHTE UND GESCHICHTEN

Hohenmölsen MLXXX



Wer auf der Autobahn Hermsdorfer Kreuz–Berlin in nördlicher Richtung fährt, passiert in der Höhe der Saalestadt Weißenfels eine Unterführung. An dieser Stelle kreuzt die Straße nach dem etwa 7000 Einwohner zählenden Kreisstädtchen Hohenmölsen. Flach ist die Landschaft, in deren Gesicht heute Industrie und Technik ihre Spuren gegraben haben: Hier wird Braunkohle gefördert und chemisch verarbeitet. – Die geharnischten Reiter, die vor nahezu 900 Jahren über diese Felder galoppierten und in blutigem Ringen aufeinanderprallten, ahnten nichts von den Schätzen, die da unter den Hufen ihrer gepanzerten Pferde in der Tiefe ruhten.

Aber um Schätze und dazu um Macht über Länder, Fürsten und Menschen ging es damals. Hie Papst – hie Kaiser, so standen die Fronten. Sie gingen durch ganz Deutschland. Hier bei Hohenmölsen fiel im Jahre 1080 eine wichtige Entscheidung in dem über 150 Jahre währenden harten Ringen zwischen geistlicher und weltlicher Macht um die oberste Gewalt im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation.

Nur wenige Kilometer entfernt, im Dome zu Merseburg kündet eine bronzene Grabplatte von jenem Geschehen. Darauf ist zu sehen das fast lebensgroße Bild eines Fürsten in langem, faltenreichem Mantel. In den Händen hält er die Insignien königlicher Würde: Zepter und „Reichsapfel". Die ganze Gestalt ist in flachem Relief gearbeitet. Nur der Kopf tritt ein wenig plastischer hervor. Die Pupillen der Augen und das Stirnkleinod der Krone waren einst mit farbigen Glasflüssen eingelegt. Die

Vertiefungen dafür sind noch vorhanden. Ornamental und stilisiert wirken die Einzelheiten selbst des starren, ernsten Gesichts. Die steifen Gewandfalten erscheinen wie geplättet. Formale Einflüsse der damaligen Goldschmiedekunst und Buchmalerei sind nicht zu übersehen. Porträtähnlichkeit im modernen Sinne wurde noch nicht angestrebt. Aber wir haben es hier mit der ältesten skulptierten Grabplatte in der Kunstgeschichte Europas zu tun! Bis dahin trugen selbst die Grabmäler der deutschen Kaiser nur einfache gravierte Kreuze mit Inschriften und Wappen.

Der Mann, dessen Gebeine nun schon so viele Jahrhunderte im altehrwürdigen Bischofsdom zu Merseburg ruhen, hieß Rudolf von Schwaben. Er war ein Herzog von Rheinfelden und Schwager des von Größe und Tragik umwitterten Salierkaisers Heinrich IV. Die päpstlich gesinnten, gegen den König rebellierenden Fürsten hatten ihn zu Forchheim wenige Jahre zuvor als Gegenkönig gewählt. Im Getümmel der Schlacht bei Hohenmölsen empfing er durch einen Lanzenstich die tödliche Wunde. Gleichzeitig wurde ihm mit einem Schwerthieb eine Hand abgeschlagen. „Das ist die Hand, mit der ich meinem König die Treue geschworen!" soll der Sterbende reuevoll ausgerufen haben.

Heinrich IV. – romanische Buchmalerei.

Der erbitterte Machtkampf zwischen den beiden großen Feudalgewalten des Mittelalters hatte mit der Papstwahl Gregors VII. begonnen. Er entbrannte besonders um die Frage der Investitur: der Ernennung und Einsetzung der Bischöfe. Der energische Papst Gregor machte König Heinrich dieses bisher geübte Recht streitig. Eine darauf vom König nach Worms einberufene Bischofsversammlung erklärte den Papst für abgesetzt. Dieser antwortete mit dem Kirchenbann und setzte seinerseits den König ab. Daraufhin versagten die meisten Bischöfe und viele weltliche Fürsten Heinrich den Gehorsam. Im strengen Winter 1077 zog der solcherart geschlagene und von seinen Lehnsherren verratene Herrscher zu Fuß als Büßer über die Alpen nach der Burg Canossa, wo der Papst sich aufhielt. Durch seine Demütigung erzwang er die Aufhebung des Bannfluchs. Trotzdem wählten die abtrünnigen Fürsten Rudolf von Schwaben zum Gegenkönig. Als jener bei Hohenmölsen seine rechte Schwurhand verlor und kurz darauf starb, wurde das weithin als ein „Gottesurteil" angesehen. Von da an konnte sich Heinrich IV. siegreich gegenüber Rom und den Feinden in Deutschland behaupten. Er überlebte seinen Widersacher Rudolf um 26 Jahre und liegt im Dom zu Speyer begraben.

Fotos: Deutsche Fotothek

TRADITION UND WANDLUNGEN

Die Tochter lernt es von der Mutter, der es die Großmutter vermittelte: das kunstvolle Schmücken von Ostereiern – liebevollen Geschenken für die Kinder. Dieser alte sorbische Brauch, gepflegt in der Umgebung von Hoyerswerda, Weißwasser und Cottbus, wird vom Haus für sorbische Volkskunst Bautzen durch alljährliche Wettbewerbe um das schönste sorbische Osterei gefördert. Schon mancher Besucher der Lausitz erbat sich ein solches kleines Kunstwerk von einem der sorbischen Genossenschaftsbauern, Kraftwerker oder Braunkohlenkumpel als Souvenir und erfuhr dabei manches von den Wandlungen zwischen Lausitzer Bergland und Spreewald seit 1945.

Da war die demokratische Bodenreform, durch die sich die ein Jahrtausend von der feudalen Herrenkaste sozial und national unterdrückten sorbischen Landarbeiter und Kleinbauern ihrer Peiniger für immer entledigten.

Da war 1946 der Volksentscheid für die Enteignung der Kriegsverbrecher – die Entmachtung jener Kreise, die nach Worten Himmlers die Sorben „bei eigener Kulturlosigkeit" zum „führerlosen Arbeitsvolk" machen wollten. Besitzer der Betriebe, Herren der Bodenschätze wurden in der Lausitz deutsche und sorbische Werktätige gemeinsam.

Da war das 1948 auf Vorschlag der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands vom sächsischen Landtag verkündete „Gesetz zur Wahrung der Rechte der sorbischen Bevölkerung", das der vollen Gleichberechtigung der sorbischen mit den deutschen Menschen Ausdruck verlieh. Es ist nur folgerichtig, daß die Domowina – die nationale Organisation der Lausitzer Sorben – alle ihre Möglichkeiten für die Festigung des ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staates einsetzt.

Sorbische Arbeiter entwickeln zusammen mit ihren deutschen Kollegen die Lausitz zum größten Energiezentrum ihrer souveränen sozialistischen Deutschen Demokratischen Republik. Sorbische und deutsche Genossenschaftsbauern steigern gemeinsam nach neuesten Erkenntnissen die landwirtschaftliche Produktion. Erstmalig in der Geschichte der Sorben entstand in den Zentren des sozialistischen Aufbaus eine sorbische technische Intelligenz. Sorben sind in der Lausitz hervorragend an der Arbeit der Organe der Staatsmacht beteiligt. Zahlreiche neue Werke der sorbischen Kultur künden vom neuen Leben in unserer Republik.

„Ich habe es gefunden – mein, ja mein Vaterland!" – schrieb der sorbische Schriftsteller Jurij Brězan in einem Poem auf unsere Arbeiter-und-Bauern-Macht. Es sind Worte im Namen aller Sorben.

Foto: S. Thienel / Text: M. Pilop

AUF DER SPUR UNSERER TAGE